3/1986 PREIS 0,80 M

ISSN 0427-5217

FREIE Welt

Der Auftrag

Kommunisten hier und heute – Beginn einer neuen Serie

Der Champion

Schachweltmeister Garri Kasparow im FREIE WELT-Gespräch

Spiel um Sinulja

Berliner Schauspielstudenten proben Alexander Gelmans jüngstes Gegenwartsstück

★ Inhalt

Wirtschaft
Besuch bei Tatra: mit der Straßenbahn ins nächste Jahrtausend **Seite 4**

Bilder und Standpunkte
Muster-Schnitte in der Warnow-Werft **Seite 10**

Nachrichtenmagazin **Seite 12**

Dokumentation
Die neue Armut breitet sich aus **Seite 16**

Sport
Hochzeitsmarsch für die siebenmalige bulgarische Weltmeisterin Diliana Georgiewa **Seite 18**

Memoiren
Marie Torhorst erinnert sich **Seite 22 u. 27**

Völkerschaft
Die Udehen **Seite 23**

Kommunisten hier und heute
Der neue Zug und einer seiner Schöpfer **Seite 28**

Architektur
Ausgefallene Einfälle **Seite 30**

Theater
Proben für das neue Gelman-Stück „Sinulja" **Seite 32**

Erzählung
Valerie Brjussow: „Ihre Entscheidung" **Seite 34**

Humor **Seite 36**

Rätsel **Seite 38**

Neue Kinderserie
„Das Tierhäuschen" **Seite 40**

Im Leserauftrag
Gesundheitsschule **Seite 42**

Leserforum **Seite 44**

Tourismus **Seite 46**

Im FW-Gespräch:
Schachkönig Garri Kasparow privat **Seite 48**

Ökologie
Visite im Pazifik **Seite 50**

Fernsehen
Drehbuchautor Otto Bonhoff beobachtete, wie Szenen zum neuen Thälmannfilm entstanden **Seite 52**

Titelfoto:
A. Paszkowiak fotografierte Regisseur Klaus Manchen (3. v. links) mit den Theatereleven – in der Titelrolle Gundula Köster (vorn)

Redaktionsschluß für dieses Heft: **27. 1. 1986**

★ Im Blickpunkt

Fünf Bilder aus unserem Alltag stellten wir Ihnen im ersten Heft des Jahres 1986 vor. Mehr als hundert Leser haben uns bereits ihre Gedanken geschrieben – über ihre Empfindungen und Erfahrungen, über ihre Erlebnisse und Erwartungen.

Klaus Klinger, Maurer, Altentreptow:
Zwei Orden – die hat doch der Junge nicht geschenkt bekommen. Dafür hat er sicherlich Überdurchschnittliches geleistet. Vielleicht ist er ein Mitstreiter an unserem Wohnungsbauprogramm. Auszeichnungen für Arbeiter – auch das ist ein Stück Politik unserer Arbeiter-und-Bauern-Macht.

Henry Reinhardt, Karl-Marx-Stadt:
Im Alter von 14 Jahren spürte ich in meinem Heimatort am Rande von Chemnitz zum ersten Mal die menschliche Wärme die Sorge der Soldaten der Roten Armee um das Lebensnotwendigste der Menschen. Diese Erfahrungen veranlaßten mich 1952, in die bewaffneten Organe der DDR einzutreten, in denen ich 28 Jahre diente. Heute will ich als Funktionär der Gesellschaft für DSF im Wohnbezirk viel tun, um die Freundschaft zum Lande Lenins besonders unter der Jugend weiter zu festigen. Zur Woche der Waffenbrüderschaft wollen wir Schüler der 9. und 10. Klassen für unsere Freundschaftsgesellschaft gewinnen. Für den Jugendklub erarbeiten Kommunisten und Aktivisten der ersten Stunde Erlebnisberichte über ihre Lebens- und Kampferfahrungen in unserer Wohnumgebung.

Ute Pampel, Berlin:
Mich fasziniert, wie sicher das Mädchen inmitten zahlloser Spulen, Drähte und Röhren seine Handgriffe ausführt. Sind es Radios oder Schaltautomaten, die dort entstehen? Bedient sie Computer? Sie jedenfalls ist damit vertraut. Wer wird ihr Interesse gerade für diesen Beruf geweckt haben – Eltern, Freunde, eine Schularbeitsgemeinschaft? Jedenfalls ein Bereich mit Zukunft. Gleiche Entwicklungsmöglichkeiten für Jungen und Mädchen – normale Alltagserfahrung bei uns!

Annette Herrmann, Schülerin, Schlagenthin:
In diesem Jahr werde ich die Schule beenden und beginnen, einen Beruf zu erlernen. Ich möchte in meinem Leben erreichen, daß ich einmal für gute Arbeit ausgezeichnet werde. In diesem Jahr wird die FDJ 40 Jahre alt. Wir FDJler der Bertolt-Brecht-Oberschule Schlagenthin feiern den Geburtstag zusammen mit einigen Soldaten aus Kirchmöser. Damit wollen wir ihnen danken, daß sie jeden Tag für uns auf Wache stehen. Zum XI. Parteitag will auch ich mein Bestes geben: einen guten Schulabschluß und einen guten Start in meiner Lehre als Verkäuferin.

Sigrid Lutz, Hoyerswerda:
Für Bummelei gibt's keine Orden! Der junge Mann hat seine Möglichkeiten, seine Fähigkeiten genutzt. Vertrauen gibt Kraft, ist Ansporn. Wie unsere Jugendlichen die neue Technik beherrschen, an MMM-Aufträgen tüfteln, ist Beweis genug. Selbstverständlich gibt es auch Quertreiber, aber Erfolge Gleichaltriger öffnen so manchem die Augen. Mit Anstrengung, aber voller Zuversicht haben wir für unsere Kinder und Enkel die Karre aus dem Dreck gezogen. Freilich, manchmal wird man belächelt, erzählt man von Lebensmittelkarten, Bezugscheinen, Igelitschuhen, Brennesselsuppe und was man noch so alles gegessen hat. Was man nicht selbst erlebt hat, klingt wie ein Märchen. Aber die Entstehung unseres Staates ist kein Märchen, das war harte Arbeit. Wenn ich so an meine Jugend denke: Mutter im KZ, Vater 1945 verstorben, drei Geschwister. Von der Schule heim, Ranzen in die Ecke, zum Bauern aufs Feld arbeiten für was Eßbares. Es gab wenig Lehrstellen ... Setzen wir alles daran, daß junge Eltern von heute ihren Kindern nicht solche Geschichten erzählen müssen!

Manfred Feldmann, Zepernick:
Ist unsere Arbeit überall schon so ehrlich, daß Arbeitszeit wirklich Leistungszeit ist? Die Fotos fragen mich da ganz persönlich, ob ich dieses und jenes auch immer ernst nehme. Verantwortung tragen, dazu gehört kritische Selbsteinschätzung. Die Fotos fordern: „Ich muß jetzt etwas tun!" Wer nur fragt, was uns das Jahr 1986 bringen mag, gestaltet seine und unsere Zeit nicht mit!

Ursula Rentzsch, Berlin:
Vor vier Jahrzehnten wurde der Friede schwer erkämpft, gaben Väter und Großväter der Soldaten, die heute den roten Stern an der Mütze tragen, dafür ihr Leben. Zu denen, die damals an der Seite der Roten Armee gegen den gemeinsamen Feind kämpften, gehörte auch mein Mann als Frontbevollmächtigter des Nationalkomitees „Freies Deutschland". 1975 sagte unser Sohn: „Ich werde NVA-Offizier." Die Freunde des Vaters wurden Väter des Sohnes, der als Kursant einer Kiewer Offiziershochschule sechs Jahre lang ein „Stellvertreter-Elternhaus" in der ukrainischen Hauptstadt hatte.

Horst Doehler, Plauen:
Ich erinnere mich an meinen Krankenhausaufenthalt nach einem Schlaganfall. Nun ist ja eine solche Zeit keine angenehme, zumal wenn es länger dauert. Trotzdem: Ärzte und Schwestern machten uns Patienten diese Wochen so erträglich wie möglich. Wir wurden mit Umsicht, Liebe und Einsatzbereitschaft gepflegt. Allerdings muß man als Kranker auch selbst eine positive Haltung zur Gesundung mitbringen. Zuversicht und etwas eigene Energie helfen da viel.

Jana Oelschlegel, elfjährige Schülerin, Berlin:
Worüber unterhalten sich die beiden Soldaten? Weil sie so lachen, reden sie vielleicht über die Streiche ihrer Kinder oder über eigene Jungenstreiche. Bei uns im Pionierauftrag steht, daß wir die Freundschaft zur UdSSR wie unseren Augapfel hüten sollen. Das versprechen wir auch. Diese Soldaten haben bestimmt Freundschaft geschlossen. Ihr Ziel ist es, für den Frieden zu kämpfen. Ich habe mir für 1986 vorgenommen, fleißig zu lernen und alten Leuten zu helfen.

Hannelore Linde, Krankenschwester, Dresden:
Ich arbeite in einem Pflegeheim, daher interessieren mich alte Menschen. Unsere Pfleglinge, ihr Durchschnittsalter beträgt 85 Jahre, haben viel zu erzählen. Am 4. De-

Wir über uns

zember 1985 konnten wir eine rekonstruierte Station mit allem Drum und Dran übergeben. Was wurde da nicht alles getan! Eine neue Schrankwand im Aufenthaltsraum, neue Polstergarnituren und Gardinen, pflegeleichter Fußbodenbelag – viele Handwerker hinterließen ihre „Spur der Steine".

Andrea Klein, Facharbeiterin für Schreibtechnik, Magdeburg:
Ich weiß, wie den beiden in der Entbindungsstation zumute ist, da ich selber im September 1985 meine neugeborene Tochter tagsüber bei mir haben durfte. Es ist schön, sein Kind hier zu bekommen, wo alles für eine gesunde Entwicklung getan wird, das Babyjahr, die finanzielle Unterstützung, die Betreuung in Kinderkrippen und -gärten... Ich habe darüber nachgedacht, wie viele Babys in den Ländern der dritten Welt täglich sterben müssen, weil die medizinische Betreuung nicht gegeben ist...

Hildegard Schablin, Sekretärin, Berlin:
Das Gesicht des alten Bergmanns ist eine Landschaft, ein Roman. In den wachen Augen erkennt man Aufgeschlossenheit und Tatendrang. War er Hauer oder Brigadier? Setzte er sich noch einmal auf die Schulbank? Sicher waren die vergangenen vier Jahrzehnte nicht leicht für ihn. Aber er wußte, daß sich die Mühe lohnt.

Sigrid Förtsch, Hochschullehrerin, Berlin:
In Stunden der Besinnung überlegt man sehr oft, ob man der Verantwortung gerecht wird – für die Familie, die Gesundheit, die Arbeitsaufgabe, den Menschen an seiner Seite, das Kollektiv. Tut man schon genug dafür?

Der Gedankenaustausch wird fortgesetzt. Schreiben Sie uns, wie Sie Verantwortung für unser Leben verstehen und selbst wahrnehmen!

Nachlaß an das Morgen

von Karl-Eduard v. Schnitzler

Man kann wohl nicht mehr so voreilig reagieren wie bisher: „Propaganda", „Täuschung..." Erstens begreifen immer mehr Menschen (einschließlich Konzernherren, Politiker und Militärs): Krieg wäre heute kein „Frischauf zum fröhlichen Jagen", es gäbe keine Sieger und Besiegte und niemanden, den man hinterher feiern oder anklagen könnte. Und zweitens, weil Gorbatschows Dreistufenplan zur Beseitigung aller Atomwaffen bis zum Jahre 2000 Hand und Fuß hat, niemandem zum Nachteil, jedermann zum Vorteil gereicht und auf Widerstand nur bei Anhängern des militärisch-industriellen Komplexes stößt.
Joachim Holtz, Korrespondent des zweiten BRD-Fernsehens in Moskau, brachte es auf die einfache Formel: „Gorbatschow drängt auf eine wirkliche Abrüstung, ohne Tricks und unter Kontrolle. Schließlich sind alle Waffen und Probleme berücksichtigt, die man in Genf behandelt, in Wien und Stockholm. Der Kreml bietet ein Programm an, das wahnsinnige Kosten sparen kann. Damit könnte man aus einer unsicheren Konfrontation eine friedliche Kooperation machen – eine einmalige Chance für Washington und Moskau."
Und noch ein weißer Rabe, Ulrich Schiller im SFB: Insgesamt habe man in Washington begriffen, „daß Gorbatschow nun auch in der Rüstungskontrollpolitik den Aufschlag für ein völlig neues Spiel gesetzt hat – einfallsreich, durchdacht, umfassend und herausfordernd. Ein neues Tempo ist angeschlagen, das die Reagan-Regierung unvorbereitet traf..."
Natürlich gibt es auch andere Stimmen – von Löwenthal bis Weinberger, vom „Westdeutschen Rundfunk" bis zum obskuren „Deutschlandfunk" und dem unsäglichen „RIAS" (Wagner, Fürst und Riese heißen die Rumpelstilzchen, die, ohne dadurch in der Unterwelt zu verschwinden, wild aufstampfen, weil ihre Konfrontationspolitik einen herben Stoß erhalten hat).
In westlichen Medien wird ü b e r die Vorschläge sinniert und spekuliert, ohne daß sie im Wortlaut veröffentlicht worden wären. Den Lesern und Hörern dieser Medien wird verschwiegen, was eigentlich drin steht, was im Kern vorgeschlagen wird:
Die Sowjetunion verlängert erneut einseitig das Moratorium für ihre eigenen nuklearen Tests um drei Monate und würde es ausdehnen, wenn die USA Gleiches mit Gleichem vergelten. Baldmöglichst soll die vollständige Liquidierung aller chemischen Waffen erfolgen. „Die erforderliche Kontrolle über die Einhaltung des Moratoriums mit nationalen technischen Mitteln sowie mit Hilfe internationaler Verfahren – in notwendigen Fällen auch durch Inspektionen vor Ort", sei „vollständig gewährleistet" und „für uns kein Problem."
Das Entscheidende aber: ein konkretes, einen exakt festgelegten Zeitraum umfassendes Programm zur vollständigen Beseitigung der Kernwaffen in der ganzen Welt, schrittweise, in drei Etappen. In der ersten Etappe von 5 bis 8 Jahren reduzieren – selbstverständlich bei einem beiderseitigen Verzicht auf Weltraumangriffswaffen – die USA und die Sowjetunion die Kernwaffen, die das Territorium des anderen erreichen, um die Hälfte. Es verbleiben zunächst nicht mehr als höchstens 6000 Gefechtsköpfe auf jeder Seite. Französisches und britisches Kernwaffenpotential bleibt bestehen, wird aber nicht aufgestockt. Westeuropa bleibt also nicht „schutzlos", und die USA wie die Sowjetunion geben ein Beispiel.
In der zweiten Etappe – ab 1990 – schließen sich die anderen Nuklearmächte der nuklearen Abrüstung an. Sowjetunion und USA setzen die Reduzierungen fort und beseitigen a l l e taktischen Kernwaffen mit einer Reichweite bis zu 1000 Kilometern. Ferner: Einstellung der Kernwaffenversuche a l l e r Nuklearmächte, Verbot der Entwicklung solcher konventioneller Rüstungen, die auf neuen physikalischen Prinzipien beruhen und deren Vernichtungskraft derjenigen nuklearer Waffen nahekommt.
Am Ende der dritten Etappe – 1999 – soll es auf der Erde keine Atomwaffen mehr geben. Durch spezielle Verfahren werden Kernwaffen vernichtet, Trägermittel demontiert, umgerüstet oder ebenfalls vernichtet.
Wenn es aber keine nuklearen Waffen mehr gibt, bedarf es keiner neuen Waffensysteme zur Abwehr nuklearer Waffen. Amerikas Beharren auf SDI würde die Hoffnung auf Reduzierung und Abschaffung aller nuklearen Waffen zerstören und die USA dem Verdacht aussetzen, in der Vorstellung einer nuklear entwaffneten sozialistischen Welt und im Irrglauben an die eigene Unverletzlichkeit doch den Erstschlag zu planen. Darum heißt es im sowjetischen Vorschlag unmißverständlich: „Der Lösung des Problems im Weltraum einen Riegel vorzuschieben, heißt, keine Einstellung des Wettrüstens auf Erden zu wollen. Das muß man ganz direkt und für alle hörbar aussprechen!"
Der Schwarze Peter liegt also bei den USA, und sie sind am Zug. Tschingis Aitmatow sagte dazu während einer Reise durch die Bundesrepublik: „Alle Pläne, den Weltraum – angeblich zur Selbstverteidigung – mit Waffen vollzustopfen, sind ein globaler Anschlag auf den Planeten. Die stürmische Entwicklung der Militärtechnologie für den Weltraum ist die letzte Verkörperung des Bösen. Weiter geht es nicht, ihnen bleibt nur, gegen den Herrgott selbst auszuholen, an den sie, so behaupten sie jedenfalls, glauben. Alles, was die Menschheit in Jahrtausenden kultureller Entwicklung aufgebaut hat, würde ein Nuklearkrieg für immer vernichten. Es bedeutete die letzte Aktion des Menschengeschlechts, seine Selbstvernichtung. Es ist Zeit für ein allgemeines Einvernehmen der Völker und der Staaten auf der Grundlage eines kategorischen Verzichts aller Seiten auf die Produktion und die Anwendung von Nuklearwaffen. Käme diese globale Übereinkunft an der Jahrtausendwende zustande, wäre dies unser größter Nachlaß an das Morgen, die wichtigste Gabe von uns Heutigen an die nach uns."

Mit der TATRA ins Jahr 2000

Klaus Hurrelmann (Text), Detlef Christel (Fotos)

Die Haut von uns Menschen rostet nicht. Deshalb der Mummenschanz von Zdenka Skopová und František Zamrasil, Lebuše Kratinová und Otto Jirava. Sie schützen sich so vor dem Rostschutz, den sie auf Stahl und Eisen aufbringen. Die Blechhaut von Straßenbahnen bekäme allzu schnell schlimme Wunden, wenn die vier nicht mit Spaß und Eifer ihre Arbeit täten. Es sind Prager Arbeiter. Wir lernten sie bei ČKD Tatra Smíchov kennen.

Ihr Werk platzt an allen Ecken und Enden aus den Nähten. Es wird ihm zu eng auf seinem Raum im traditionsreichen Prager Arbeiterbezirk Smíchov. Schließlich hat es stolze 133 Jahre auf dem Buckel. Als Ringhoffersche Fabrik 1852 gegründet, eine der ältesten in Prag. Die Wagen der „Koňka“, der Pferdestraßenbahn, die ab 1876 durch die Moldaumetropole ratterten, die kamen schon von dort. Und viele Eisenbahnwaggons. Eine Fabrik, seinerzeit bereits weit über die Grenzen des Landes hinaus wohlbekannt. Aus Ägypten und Brasilien, aus der Türkei und Indien trafen um die Jahrhundertwende Bestellungen ein. Und sowohl auf der Nowgorodbahn als auch bei der Orenburgbahn in Rußland reiste man in Ringhofferwagen aus Prag.

1905 wurden Straßenbahnen für Moskau geliefert. Noch ein wenig Historie: 1931 wurde ein Straßenbahnwagentyp gebaut, den die Prager liebevoll „Krassin“ tauften. Wegen seiner eigentümlichen Bugform erinnerte er an den sowjetischen Eisbrecher, der damals nach der Rettung des Nobile-Luftschiffes so populär war. Das kleinere Foto zeigt Tatrazüge für Sibirien, 1985.

Wird mit den Orenburger und Nowgoroder Waggons, mit der Moskauer Straßenbahn schon eine bestimmte Leitlinie erkennbar? Gewiß. Vor allem die Handelsverbindungen mit der Sowjetunion be-

Mit der Tatra ins Jahr 2000

gründeten, daß heute die Smíchover Tatra-Werker ihrem Firmennamen stolz dieses Attribut hinzufügen können: „Weltgrößter Produzent von Straßenbahnen". Weit mehr als 10 000 Tatras fahren in der UdSSR, die neuesten (wie auch in der DDR) weltstandesgemäß mit reichem elektronischen Innenleben. Der Umschwung zur heutigen Leistungsfähigkeit begann 1945, als das nach dem Krieg völlig darniederliegende Werk nationalisiert, volkseigen wurde.

So betagt – wie wird die Zukunft?

Unvermeidlich aber eine Frage: So hochbetagt – wie wird die Zukunft sein? Wie lange mag die Ära der Straßenbahn überhaupt noch währen? Diplomingenieur František Nemeček, Absatzleiter von ČKD Tatra Smíchov, ist überzeugt von der Zukunft der Erzeugnisse, die er auf dem Weltmarkt abzusetzen hat: „Seit etwa zehn Jahren gibt es eine Renaissance der guten alten Straßenbahn. Gründe sind der Umweltschutz, Energieprobleme, Leistungsfähigkeit im innerstädtischen Massenverkehr. Tatra hat durch den Fahrkomfort seiner Produkte zweifellos die Lebenskraft dieser Transportvariante stark befördert. Viele städtebauliche Projekte fußen jetzt mit auf einem Straßenbahnnetz.

Weil unser Werk in Smíchov so alt ist, sind seine Tage aber tatsächlich gezählt. Es entstanden Probleme, die wir auf diesem Gelände nicht lösen können. Der Produktivitätssteigerung in diesen überalterten und beengten Gemäuern sind Grenzen gesetzt. Hier können wir unsere Fertigung nicht grundsätzlich modernisieren. Deswegen bauen wir am Rand der Stadt einen völlig neuen Betrieb. Nach unseren Plänen läuft 1988 dort schrittweise die Produktion an. Ein Kampfziel, denn wir haben viele Lieferverpflichtungen. Also, ich glaube daran, daß wir es schaffen."

Die Fertigungskapazität wird größer. Im neuen Werk werden mit neuer Technologie neue Typen gebaut. „Selbst die Prototypen noch bei uns in Smíchov zu bauen, war kompliziert."

Straßenbahn – das ist zweierlei

Straßenbahnen – darunter versteht man heute zweierlei. Einmal die Stadtstraßenbahn, deren Schienen in die Straßen eingesenkt sind und die mit einemmal soviel Personen befördern kann wie 175 viersitzige Autos. Nämlich, wenn es sich um den neuesten Tatra-Typ KT 8 handelt, der bis zu 700 Fahrgäste aufnimmt.

Die andere Entwicklungsrichtung sind die Schnellstraßenbahnen. Sie besitzen eigene Gleiskörper neben den Straßen, auf denen sie schneller, weil ungehindert durch Autos und andere Verkehrsteilnehmer, vorankommen. Sie verbinden vor allem die Stadtzentren mit den Außenbezirken. Die neuen Tatra-Typen sind für solche Schnellbahnkonzeptionen wie geschaffen. Nur ein Detail, aber ein sehr fahrgastfreundliches: Die Höhe der Stufen, über die man in diese Straßenbahnwagen einsteigt, ist durch den Fahrer verstellbar. Ganz so, wie es die jeweilige Bahnsteighöhe erfordert.

Dipl.-Ing. Nemeček, der 1954 als Schmiedelehrling bei Tatra anfing: „Das neue Werk ist vollautomatisiert, die Produktion computergesteuert. Dafür werden jetzt die Voraussetzungen geschaffen. Im alten Werk, das sich seit der Produktion der Pferdestraßenbahnen kaum verändert hat, war das nicht realisierbar. Vor allem die Arbeitsbedingungen werden sich bedeutend verbessern, körperlich schwere Arbeiten weitestgehend beseitigt sein."

Superautomatik

Einwurf der Mechaniker Vladimir Hajek und Karel Odehnal: „Das wird ein Betrieb der Superautomatik. Wir Arbeiter werden Aufseher über unsere Maschinenkollegen. Ungefähr so: Links kommt das Material rein, rechts fährt die fertige Bahn raus. Das ist keine Zukunftsmusik, das wird sozusagen schon morgen so sein. Man muß natürlich allerlei dazulernen, um die neue Technik zu meistern."

Auf der letzten Maschinenbaumesse zu Brno wurden die Lieferverträge über Tatra-Straßenbahnen für 1986 unterzeichnet und weitere für 1987 vorbereitet. Wer sich umschaut in unserer Hauptstadt Berlin, bemerkt, daß besonders in letzter Zeit viel Neues auf uns zurollt von Tatra. Und das wird so bleiben. Hajek und Odehnal sind mitverantwortlich, daß die Tatra-Straßenbahnen bei uns zulande gut an- und dann vorankommen. Sie übergeben die in die DDR importierten Straßenbahnen, sind bei der Überprüfung aller Systeme dabei.

Odehnal: „So eine Art Generalprobe, bei der es sehr kritisch und genau zugeht. Wir fahren auf den regulären Strecken." Hajek: „Wenn ich's zusammenrechne, habe ich anderthalb Jahre auf Straßenbahnschienen in der DDR zugebracht. Ob das angenehme Tage waren? Schwere Tage! Es geht ja um allerhand dabei. Vor allem um Sicherheit und Zuverlässigkeit. Und für beide Seiten um einiges Geld."

Odehnal: „Ehrlich gesagt, wir machen das lieber in kleineren Städten wie Plauen oder Schwerin. Die Leute sind dort gemütlicher, finde ich, Spaßvögel. Die Hauptstädter sind überall hektisch."

Hajek: „Da ist so ein Gedrängel in den Straßen. Und wenn ich in Berlin mal mit einer Bahn von uns fahre, stehen mir manchmal die Haare zu Berge. Das Beschleunigungsvermögen ist doch nicht dafür gedacht, die Menschen durcheinanderpurzeln zu lassen."

Spitzenklöppelei aus Draht

Wo die Kabelbäume entstehen, die vorgefertigten Drahtverbindungen, die als geordneter Wirrwarr das Auge des Unkundigen verunsichern, denkt man unwillkürlich an Spitzenklöppelei. Manchmal klappert's auch, wenn flinkhändig die Drähte verknüpft werden.

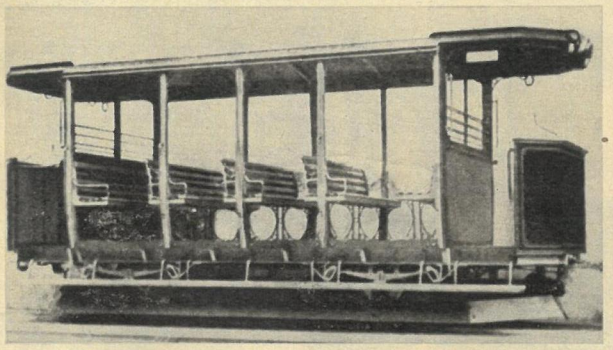
Dort arbeitet František Šalda. Er ist kein Tatra-Mann, sondern gehört zu Trakce, einem anderen Kombinatsbetrieb von ČKD, der für die Elektrik der Straßenbahnen zuständig ist. František macht also in der Halle der Elektroausstattung sozusagen „Zuarbeit vor Ort". „Kommt lieber in drei Jahren wieder, in die neue Fabrik", ist sein erster Satz für die Reporter. Dann aber erklärt er gründlich, daß das Fahrgestell, das er gerade verdrahtet, für eine Bahn bestimmt ist, die bald in der Sowjetunion fahren wird. In welcher Stadt? Er flitzt los, erkundigt sich. Also, in Grosny, der Hauptstadt der Tschetschenisch-Inguschischen ASSR.

„Man muß die elektrischen Sicherheitsbestimmungen der Länder, in die wir liefern, gut kennen. Mir hat sehr geholfen, daß ich im Arbeiteraustausch mit dem Unternehmen Elektrotjashmasch in einer Charkower Reparaturwerkstatt arbeiten durfte. Solide Arbeit wird da geleistet. Und gute Kumpel sind's. Nur leider bin ich ein Briefmuffel. Aber wenn ich Anatoli Tscherepowitsch

Diplomingenieur František Nemeček (Foto oben) ist zufrieden mit dem Kunden DDR: „Bei Ihnen fahren über 3000 Straßenbahnen von Tatra. Die Konzeption der Typen entstand in enger Zusammenarbeit. Das ist, wie wir meinen, gute RGW-Wirklichkeit. Partnerschaften mit Verkehrsbetrieben in DDR-Städten helfen bei der Vervollkommnung unserer Erzeugnisse zum Wohle der Fahrgäste."

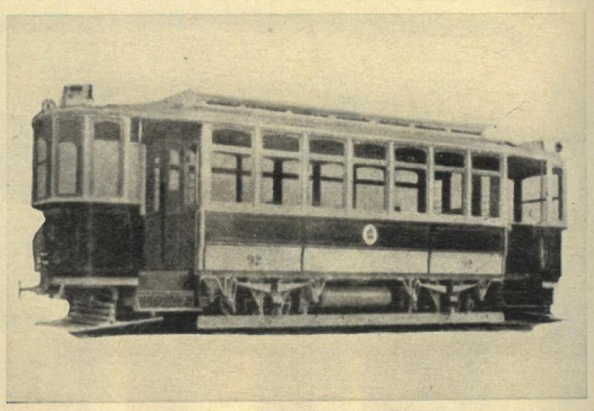
Verkabelung der Tatra-Kabine (rechts oben). Gummigefederte, geräuscharme Drehgestelle vor ihrer Montage (rechts).

Mit der Tatra ins Jahr 2000



1895:
Offener zweiachsiger Beiwagen für Prag.

1900:
Die Sache rundet sich (am Bug) – Triebwagen für Prag.



1905:
Zweiachsiger Straßenbahntriebwagen für Moskau.

mal irgendwo wieder gegenüberstehe – da treffe ich einen prima Freund. Gefahren bin ich mit unseren Bahnen schon in Moskau, Charkow, Kiew, Witebsk. Mal als Elektromonteur, mal als Tourist. Ein gutes Fahrgefühl!"

In groben Zügen

Auf den Werkgleisen von Tatra, hinten bei der Endfertigung, kann man in groben Zügen überschauen, wie so ein moderner Straßenbahnzug entsteht. Vom Rohbau bis zum Fertigen. An ein paar bereits lackierten, blitzenden Wagen steht das russische Wort „Wychod" (Ausstieg), an anderen beim Druckknopf neben den Türen die deutsche Aufschrift „Türöffner". Da weiß man, wohin die Sache läuft. Hier fahren die Wagen noch als Drahtseilbahn auf Rangierschlitten, gezogen von Arbeitstakt zu Arbeitstakt durch riesige uralte Holztore von einem ins andere Hallenschiff. Streng nach dem „Harmonogramm". Dieses musisch-sachliche Fachwort bedeutet „Montagefahrplan". Jeder Rohbauwagen hat eine Nummer, und nach ausgeklügeltem Rangiersystem rückt er damit Schritt um Schritt weiter. Aber allein schon diese zeitaufwendige Verschieberei verhindert ein zügiges Arbeitstempo. Soll es Zug um Zug schneller gehen, muß eben die neue, moderne Technologie Wirklichkeit werden.

Schade, daß wir keine Rundfunkreporter sind. Sonst könnten wir beweisen („Sie hören die Aufnahme!"), daß da ein Arbeiter zum Pausenschluß pfiff: „Auf in den Kampf, Torero!" An der Lackiererei für die Sitze kann man schon erahnen, wie es künftig im neuen Werk zugehen wird: Automatisierte Fertigung. An einer Fördereinrichtung aufgehängt („Das sieht ja aus wie ein Skilift"! sagt der Bildreporter) ruckeln die Sitze in eine Spritzkammer. Erst der Antikorrosionsanstrich, dann der Lack.

Wir suchen den Schlosser Petr Cajkář. Ein Höllenkonzert rund um seinen Arbeitsplatz im Rohbau. Haben die Arbeiter hier etwa alle einen Walkman in der Tasche? Nein, das sind keine Kopfhörer, das sind Gehörschützer. Metall, das zersägt wird, schreit. Stahlteile fügen sich dem wütenden Zischen der Schweißgeräte und halten künftig gut zusammen. Schleifmaschinen zaubern herrliche „Wasserspiele" aus glühenden Metallfunken und kreischen dabei ohrenzerreißend. Blech beantwortet kräftige Hammerschläge mit erstauntem „och, och, och".

Petr ist ein junger Arbeiter. Er klappt die Schweißerbrille hoch, sieht uns mit freundlichen Augen an und sagt: „Gehen wir in unser Frühstückskabäuschen. Hier versteht man sein eigenes Wort nicht."

Ein anderer Gesprächsstoff

Seine Arbeitsaufgabe und die seiner Kollegen ist es, Dächer für die Straßenbahnen zu machen. Jeden Tag decken sie einen kompletten Gelenkzug.

Der Petr, das ist ein ganz prima Kerl, hatten wir schon so oft gehört. Nun wollten wir diesen Tatra-Arbeiter genauer kennenlernen.

Sein Vater war Tapezierer, die Mutter ungelernte Fabrikarbeiterin. „Die haben mir Ehrlichkeit und Fleiß beigebracht. Weil sie auch jeden Tag so leben."

Er hat in Plzeň Dreher gelernt. Und ist dort Mitglied des Sozialistischen Jugendverbandes SSM geworden. „Wenn jeder einzeln, auf sich allein gestellt, in der Gesellschaft was voranbringen wollte, bewegt sich nichts."

Petr hat bald Funktionen bekommen, in der Gruppe, dann im Werk, dann im Stadtkomitee des SSM in Plzeň.

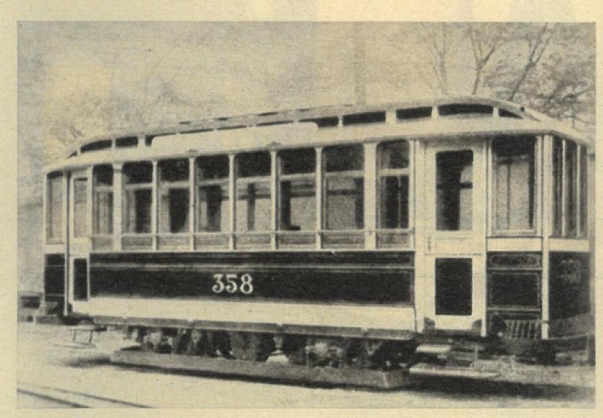
Warum er immer etwas mehr getan hat als nur für sein eigenes Auskommen? „Die Eltern haben mich so erzogen, mir die Liebe zur Heimat ans Herz gelegt. Meine Heimat, ich will etwas leisten für sie. Beruflich und gesellschaftlich. Viel verdanke ich meinem alten Meister Václav Zmrzlík, bei dem ich in der Maschinenfabrik Plzeň Lehrling war. Ein alter Kommunist, den wir junge Burschen regelrecht vergötterten. Ein Kerl, von dem man wahnsinnig viel lernen konnte. Geduldig mit uns Stiften. Einer, der nicht zuerst an sich selbst dachte, sondern immer Verantwortung übernahm für andere. Ohne zu bevormunden. Er hat alles gründlich erklärt. Das war besonders wichtig im Krisenjahr '68/69. Da hat er uns Jungen politisch die Augen geöffnet. Wir haben den Klassenkampf nicht beobachtet, sondern waren auf der richtigen Seite. So ein Arbeiter war das."

Petr wurde auch Mitglied der Tschechoslowakischen Gesellschaft für Freundschaft mit der UdSSR.

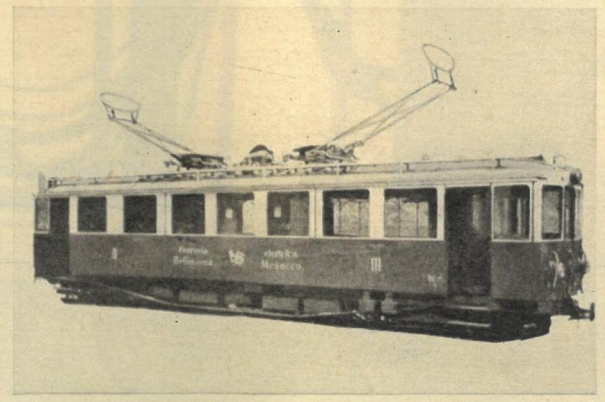
„Erste Bekanntschaft mit der Sowjetunion durch das Eishockey. Und dann natürlich durch den Schulunterricht, wo ich erfuhr, was dieses Land für unser Zeitalter geleistet hat. Und dann Meister Zmrzlík. Am Anfang war bei mir natürlich viel eine Sache des Gefühls. Aber mit dem Verstand kam das Verständnis für die richtige Entscheidung."

Reisen als Tourist in die UdSSR. „Wir waren in Betrieben, bei den Komsomolzen des Moskauer Partnerbezirks unseres Stadtteils Praha 5. Meine tiefste Erinnerung?

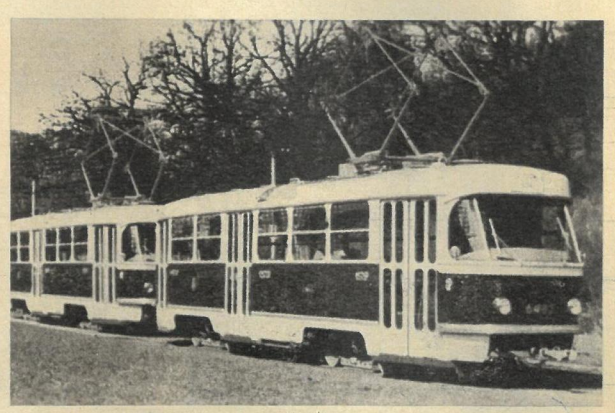
1985: Die neue Generation von Tatra mit elektronischem Innenleben, unverzichtbar für den hauptstädtischen Nahverkehr.



1910:
Auch in Rom fuhren Prager Wagen.



1906:
Vierachsiger Triebwagen für die Schweiz.



1970:
Tatra T 3, ein Typ, heute noch bewährt.

Die Friedensliebe der Menschen dort. Das kommt aus dem Herzen. Das ist gleich der erste Eindruck von diesem Land. Und er wird stärker, je gründlicher man sich dort umsieht. Da begegnet man natürlich auch unseren Straßenbahnen. Und so verstand ich immer besser, wie wichtig es ist, ordentliche Arbeit im Rahmen unserer RGW-Partnerschaft zu leisten. Erzeugnisse zu liefern, die repräsentativ für mich, meinen Betrieb, meinen Staat sind."

Die 542 Mitglieder der Freundschaftsgesellschaft bei Tatra Praha entsandten den jungen Genossen Petr Cajkář als ihren Vertreter in das Prager Stadtkomitee.

Die Freundschaftsgesellschaft leistet allerhand für den guten Klang des Namens Tatra. Da geht es auch um die Exporttreue. „Wir machen natürlich keinen eigenen sozialistischen Wettbewerb, aber wir wollen zu denen gehören, die vorangehen im Wettbewerb zum XVII. Parteitag der KPTsch."

3,8 Millionen Argumente

Mit der Straßenbahn ins nächste Jahrhundert? In der DDR benutzen gegenwärtig immerhin täglich 3,8 Millionen Menschen in 27 Städten und Gemeinden auf 178 Strecken (das sind 20 mehr als 1971!) dieses umweltfreundliche und zweckmäßige Nahverkehrsmittel.

Gegenüber Bussen haben Straßenbahnen eine etwa dreifache Lebensdauer. Weit mehr als 3000 dieser Fahrzeuge bei uns in der DDR stammen bereits von Tatra, das 1965 im Rahmen eines Spezialisierungsabkommens im Rat für Gegenseitige Wirtschaftshilfe diese Produktion übernahm. Die neuesten Züge sind mit der energiesparenden Thyristor-Impuls-Steuerung ausgestattet. Auch die Elektronik hat also bei Tatra Einzug gehalten. Thyristoren sind Silizium-Gleichrichter. Sie sorgen in den Tatra-Bahnen für eine wesentliche Senkung der Stromverluste beim Anfahren, für einen effektiven Stromverbrauch während der Fahrt, geben dem Stromnetz Bremsenergie zurück, leisten gute Dienste durch stufenlose Steuerung der Motorendrehzahl bei der automatischen Geschwindigkeitsregelung während der Fahrt und beim Bremsen. Senkung des Energieverbrauchs steht im Vordergrund von Forschung und Entwicklung bei Tatra.

Mit der Straßenbahn also ins nächste Jahrhundert? Logisch, denn sie benötigt rund achtmal weniger Straßenfläche als Autos mit gleicher Personenzahl. Logisch, denn bei gleicher Fahrgastzahl wie in Autobussen beansprucht sie doch nur die Hälfte Platz. Logisch, denn sie hinterläßt keine Abgase. Logisch, denn sie fährt mit dem ökonomisch günstigen elektrischen Strom. Logisch, denn der Allachs-Antrieb der Tatra-Bahnen sichert hohe Anzugsgeschwindigkeit, schnelle Fahrt. Logisch, denn die gegenwärtig produzierten Tatra-Bahnen haben eine Lebenserwartung über die Jahrtausendgrenze hinaus. Logisch, denn die Schnellen aus Smíchov haben sich in siebzig Großstädten der Welt, vom Polarkreis bis nach Zentralafrika, bewährt. Logisch, denn die konzipierte künftige Geschwindigkeit von 80 Kilometern in der Stunde erweist ihre noch steigende Effektivität für den Stadtverkehr, auch zwischen benachbarten Städten. Logisch also wegen Umweltschutz, Beförderungskapazität, Reisegeschwindigkeit, Sicherheit und niedrigen Betriebskosten.

Das Bild am Anfang dieses Beitrages zeigt Straßenbahnzüge aus Smíchov, abtransportbereit nach Barnaul, dem Zentrum des fernen Altai-Gebiets. Die UdSSR ist wichtigster Tatra-Kunde (in 34 Städten fahren sie dort), gefolgt von der DDR (in fünfzehn unserer Städte rollen Tatra-Züge). Mit der Straßenbahn ins nächste Jahrhundert? Mit Tatra!

Foto: Lothar Willmann

BILDER UND STANDPUNKTE

Muster-Schnitte

Schiffsbleche im Zuschnitt. Ein Funkenregen stiebt auf, wenn die Flammen der Schneidbrenner aufs neue ins dicke Stahlblech schneiden. Eine Brennschneidmaschine bei der Arbeit. Unmittelbar neben dieser neuen „Kristal PKZ-7" reihen sich in der großen Zuschnitthalle unserer Werft andere. Sie schneiden aus großen Schiffsblechen jene vieltausend Teile, mit denen Sektion um Sektion ein neues Schiff entsteht. Für einen modernen Universalfrachter von 18 000 Tonnen Tragfähigkeit sind etwa 104 Kilometer Brennschnitt notwendig.

Wenn von Schiffsblechen die Rede ist, so könnte das Wort „Blech" Nichteingeweihte womöglich in die Irre führen. Daher sei gesagt: Es handelt sich um tonnenschwere, zentimeterdicke Stahlplatten, von denen jede noch um einiges breiter ist als ein „Wartburg" – und nahezu doppelt so lang. Zirka 4400 solcher „Bleche" gehören zu einem Universalfrachter vom Kiel bis zu den Topps, werden zu Schiffsboden, Außenhaut, Zwischenwänden, Decks oder Aufbauten.

Jeder weiß, wie kostbar dieser Rohstoff ist. Deshalb trachten wir Schiffbauer danach, den wertvollen Walzstahl möglichst restlos zu nutzen. Ständig verbesserte konstruktive Lösungen, technologische Verfahren und technische Ausrüstungen helfen uns, materialökonomische Reserven zu erschließen. Gleichzeitig geht's um ein höheres Niveau der Arbeitsproduktivität. Auf den Brennzuschnitt bezogen, mit dem in der Werft der Bau jedes neuen Schiffes beginnt, bedeutet das: In weniger Zeit, bei geringerem Aufwand mehr Schiffsbleche zuzuschneiden.

Unsere neue Brennschneidmaschine mit integrierter Mikrorechnersteuerung ist der Prototyp einer Maschinengeneration, die dem Welthöchststand entspricht. Ein Beispiel sozialistischer Gemeinschaftsarbeit über Ländergrenzen hinweg. Wissenschaftler und Ingenieure des Zentralen Forschungsinstituts für Schiffbautechnologie Leningrad und des VEB Kombinat Schiffbau Rostock haben sie gemeinsam entwickelt. Die Mustermaschine bewährt sich nun bei uns im Drei-Schicht-Betrieb. Die künftige Großserie wird von den Partnern in Kooperation gebaut: Das Maschinensystem von sowjetischer Seite, das Steuersystem in der DDR.

Bereits heute lassen sich einige ihrer wesentlichen Vorzüge hervorheben: Die Mikrorechnersteuerung befindet sich innerhalb der Maschine, bedarf daher nicht, wie bisher, eines gesonderten klimatisierten Raumes. Ein sogenannter schneller Leser „liest" das Werkstückprogramm vom Lochband in den Rechner ein, speichert es dort, und das Programm ist nunmehr bis zum Löschen beliebig wiederholbar. Energie- und Materialeinsatz verringern sich, der Bedienkomfort wird verbessert… Nun sind wir dabei, den Prototyp der neuen Maschinengeneration zu befähigen, die errechnete Leistungssteigerung zuverlässig und stabil in der Praxis nachzuweisen – eines unserer Rationalisierungsvorhaben im Parteitagsjahr. Wir sind optimistisch.

Dipl.-Ing.-Ök. Kurt Brückner
Rationalisierungsingenieur,
VEB Warnowwerft Warnemünde

● Wörtlich

Erstens macht SDI einen Erstschlag wahrscheinlicher. Zweitens erhöht jede neue Entwicklung des Wettrüstens die Unsicherheit. Der dritte und gefährlichste Punkt besteht darin, daß die USA jetzt den Weltraum in diese Entwicklung miteinbeziehen.

Michael Harbottle, Großbritannien, Brigadegeneral a. D.

● Kurz berichtet

In der UdSSR erschien jetzt eine Sonderbriefmarke mit Umschlag und Sonderstempel zur Erinnerung an die 13jährige Samantha Smith aus den USA, die im August vergangenen Jahres bei einem Flugzeugunglück ums Leben kam. Das Mädchen hatte 1983 eine Friedensbotschaft an die sowjetische Parteiführung geschrieben und war daraufhin zu einer Reise durch die Sowjetunion eingeladen worden.

Eine Anlage zur Fernmessung von Temperaturen in Schmelzöfen nahm als erste bulgarische Gießerei das „Ossym"-Werk in Lowetsch in Betrieb.

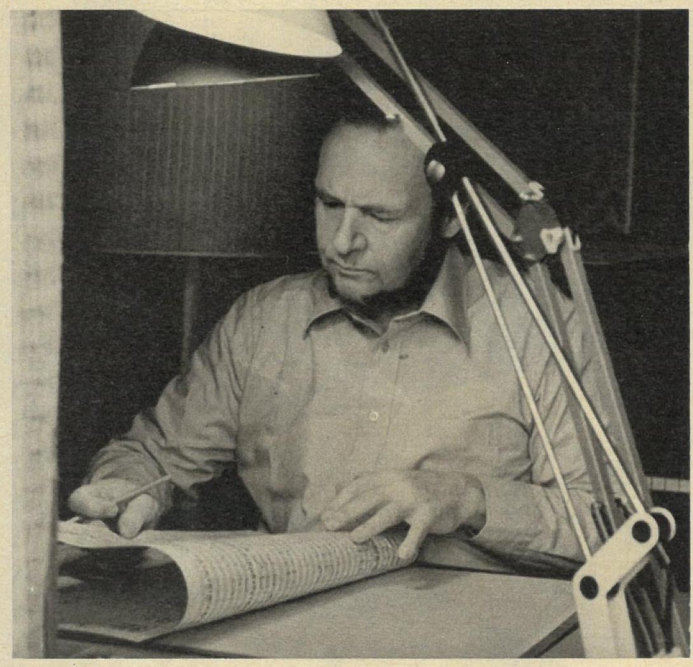
Mehr als 800 Ledererzeugnisse aus dem 14. bis 17. Jahrhundert fanden Archäologen bei Ausgrabungen in der Altstadt von Riga. Man vermutet, daß sich hier eine große Werkstatt befand, deren Eigentümer die Muster über Generationen aufbewahrten.

In den Autowerken „Crvena Zastava" wurde kürzlich Jugoslawiens größter Industrieroboter eingesetzt. Er kann bis zu 100 Kilogramm schwere Teile heben und besitzt eine Reichweite von 4,5 Metern.

Eine Luftbrücke zu den driftenden Stationen „Nordpol 26" und „Nordpol 27" ist jetzt von der Siedlung Tscherski aus, an der Kolyma im Nordosten der UdSSR gelegen, hergestellt worden.

Plauderstunde in der Teestube. Erich Mückenberger, Präsident der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft (2. v. l.), mit Prof. Ernst Herrmann Meyer (l.) und Wolfgang Lesser (4. v. l.)

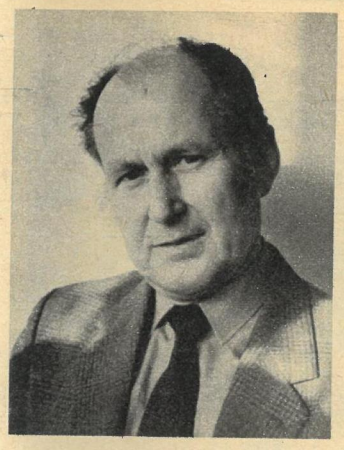
Komponist Gerd Natschinski, Kunstpreisträger der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft 1986, in seinem Atelier.



Memento siebenfach

„Memento siebenfach" nannten junge Komponisten – Igor Krasilnikow, Algerdas Martinaitis, Wladimir Dowgan aus der Sowjetunion und Stefan Carow, Thomas Heyn, Helmut Zapf, Bernd Franke aus der DDR – ihren gemeinsam geschaffenen Orchesterzyklus. Sie widmeten ihr Werk dem XI. Parteitag der SED und dem XXVII. Parteitag der KPdSU. Die Uraufführung wird es zu den DDR-Musiktagen im Februar in Berlin erleben, ein neues überzeugendes Ergebnis traditionsreicher Zusammenarbeit der Musikschaffenden unserer beiden Länder. Diese mit neuen Ideen, Formen und Inhalten um ein weiteres voranzubringen, sei großes gemeinsames Anliegen der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft und des Verbandes der Komponisten und Musikwissenschaftler der DDR, so betonte Erich Mückenberger, Präsident der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft, Mitglied des Politbüros des ZK der SED. Zur Unterzeichnung einer Vereinbarung beider Präsidien – unter anderem über eine noch stärkere gegenseitige Verbreitung musikalischer Werke in beiden Ländern, die kontinuierliche Popularisierung des Schaffens besonders von jungen Komponisten sowie über gemeinsame Veranstaltungen in den Häusern der Deutsch-Sowjetischen Freundschaft und dem Haus der Sowjetischen Wissenschaft und Kultur in Berlin – traf man sich zu einer festlichen Stunde im Berliner Zentralen Haus der DSF, seit Jahrzehnten auch eine Stätte der guten Musik. Es sei, sagte Erich Mückenberger in seiner herzlichen Begrüßung, das große Verdienst des Verbandes der Musikschaffenden, wenn die Spielpläne unserer Opernhäuser und die Konzertprogramme unserer Orchester ihre Anziehungskraft heute nicht zuletzt durch die Namen hervorragender sowjetischer Künstler, Ensembles und Werke gewinnen. Aber ebenso habe das Musikschaffen der DDR in der Sowjetunion einen guten Namen und einen festen Platz. Als ein Dankeschön für künstlerisches und kulturpolitisches Wirken in diesem Sinne verlieh Erich Mückenberger die Ehrennadel der Freundschaftsgesellschaft in Gold an den 1. Sekretär des Komponistenverbandes, Dr. Peter Spahn, und an den Komponisten Heinz Arenz, in Silber an den Musikwissenschaftler Prof. Dr. Heinz Alfred Brockhaus sowie den Komponisten Hans Jürgen Wenzel. Den Kunstpreis 1986 der GfDSF erhielten Prof. Dr. Wolfram Heicking, der in seinem musikalischen Schaffen und in seinen Bemühungen um die Volkskunst und FDJ-Singebewegung deutsch-sowjetischer Freundschaft besondere Aufmerksamkeit schenkt, und der Komponist Gerd Natschinski. Aus dessen Liedern „Angara", „Aurora", „Der alte Mann auf dem Roten Platz", um nur einige zu nennen, spricht tiefe Liebe und Verbundenheit zur Sowjetunion und den Menschen dort. Eine Liebe, die auf Gegenseitigkeit beruht, denn als Komponist von Filmmusiken und Operetten ist Natschinski in der Sowjetunion wohlbekannt. „Servus Peter", einst in Tbilissi erstaufgeführt, wurde in 40 Theatern nachgespielt, in viele Landessprachen übersetzt. „Bunbury" hat man in Leningrad und Tallinn gespielt, „Messeschlager Gisela" war in Riga ein Riesenerfolg. Viele enge Freundschaften zu sowjetischen Musikern sind in gemeinsamer Arbeit gewachsen, die feste Verbundenheit der Sowjetunion sei eine Herzenssache der Musikschaffenden, erklärte Wolfgang Lesser, Präsident des Komponistenverbandes der DDR. In den kommenden Jahren werden sich die Beziehungen noch verstärken.

Ursula Weil (Text)
Peter Meißner (Fotos)



Vom Zeigestock zum Computer

Auskünfte für FREIE WELT gab Oberstudienrat Dozent Dr. Lothar Kaiser, Stellvertretender Direktor des Herder-Instituts in Leipzig.

In nunmehr 30 Jahren wurden rund 21 000 Studenten aus 143 Ländern an Ihrem Institut auf ein Studium an Hochschulen der DDR vorbereitet, lernten in 10 Monaten Deutsch. Sie waren von Anfang an dabei. Wie sahen die ersten Schritte aus?

Zu unseren ersten Studenten gehörten Koreaner, und wir „verständigten" uns zunächst mit Händen und Füßen. Wir Pädagogen lehrten und lernten gleichzeitig. Und wir schafften es! Wohl auch deswegen, weil unsere Freunde aus der KDVR ebenso energisch an ihre Studienaufgaben gingen wie zuvor in den Kampf gegen jene, die ihr Land überfallen und zerbombt hatten.

Inzwischen entwickelte sich das Herder-Institut zu einer international geachteten Stätte der Lehre und Forschung...

Um es sinnbildlich zu sagen: Heute ist nicht mehr der Zeigestock typisches Hilfsmittel des Lehrers, sondern moderne audio-visuelle Technik – Kassetten, Videokamera, -recorder und Computer.

Der Sprachunterricht ist immer stärker auf die im Fachstudium hauptsächlich gefragten Disziplinen ausgerichtet worden. Welche Konsequenzen hat das für die Pädagogen?

Jeder unserer 120 Lehrer mußte und muß immer von neuem in seine besondere Aufgabe hineinwachsen. So schlossen fast alle 60 Diplom-Fachlehrer ein zweieinhalbjähriges, bei uns entwickeltes Zusatzstudium „Deutsch für Ausländer" ab.

Welchen wissenschaftlichen Leistungen verdankt das Herder-Institut seine internationale Ausstrahlung?

Dank seiner zielstrebigen Arbeit unter Leitung der bisherigen Direktoren Dr. Leonhardt – er war die ersten drei Jahre kommissarisch tätig –, Prof. Harig, Prof. Rößler und gegenwärtig Prof. Hexelschneider konnte unser Institut Lehrbücher und -materialien erarbeiten, die heute in vielen Ländern Standardwerke des Deutschstudiums sind. Unsere Fachzeitschriften sind gefragt. Im Rahmen unserer Mitgliedschaft im Internationalen Deutschlehrerverband ist das Herder-Institut regelmäßiger Ausrichter von Tagungen und Symposien, die von Hunderten Experten aller Kontinente besucht werden. Freundschaftliche, wissenschaftlich produktive Bande bestehen seit langem zu Instituten in der UdSSR, ČSSR, in Polen, Ungarn und Bulgarien. Alle Deutschlektorate der DDR-Kulturzentren im Ausland und die 13 anderen studienvorbereitenden Einrichtungen in der DDR werden vom Herder-Institut betreut.

An das Institut kommen vorwiegend Studenten aus dem nichtsozialistischen Ausland. Wie macht sie ihr erster DDR-Gastgeber mit unserem Land vertraut?

Einerseits durch ein abgewogenes Betreuungsprogramm, das beispielsweise mit dem Einsatz sprachkundiger Studenten der Herkunft unserer Gäste Rechnung trägt, andererseits durch den Sprachunterricht und das Fach „Landeskunde", das übrigens bei uns aufgrund der guten Erfahrungen der Universität der Völkerfreundschaft in Moskau eingeführt worden ist. Exkursionen, gemeinsame Ferien in den winterlichen Bergen, aber auch Solidaritäts-Arbeitseinsätze im Patenbetrieb, dem Braunkohlenkombinat Espenhain, viele Begegnungen und Gespräche mit Arbeitern, Veteranen, Künstlern helfen mit, den Studenten ein umfassendes Bild vom Woher und Wohin unserer Republik zu vermitteln.

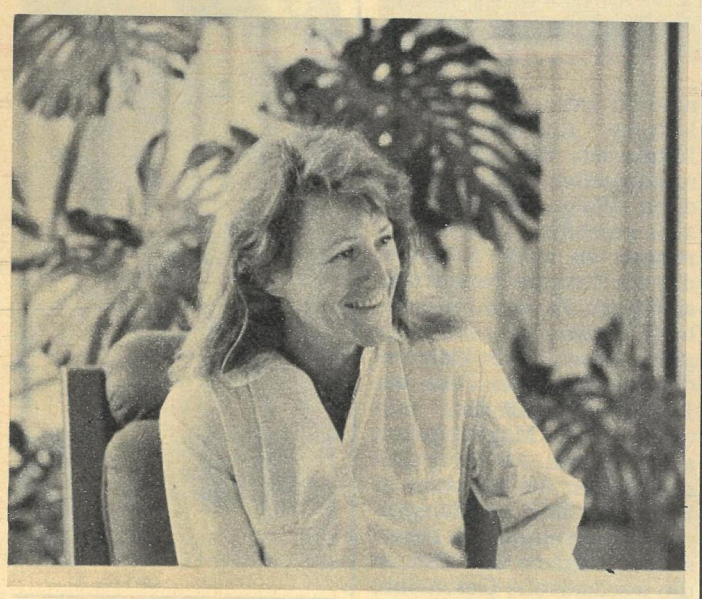
Auch nach einem Jubiläumsstudienjahr müssen Sie und Ihre Kollegen sich erneut von vielen neuen Freunden trennen. Ist das nicht jedes Mal ein traurig Moment?

Wie jeder Abschied von Freunden. Doch bleiben uns viele treu, halten den Kontakt. Der schönste Lohn für unsere Mühen ist, wenn wir erfahren, daß sie später ihrer Heimat an wichtigen Stellen nutzen.

Interview: Volker Hempel

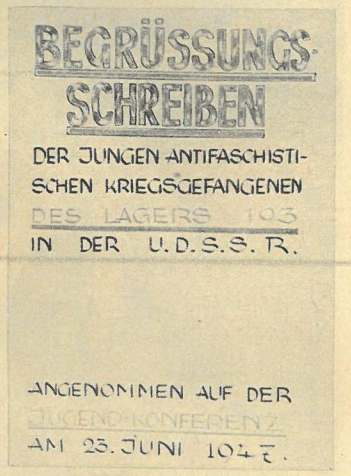
Charmante Röntgensicht

Ihre Funktionsbezeichnung hat Rekordlänge: Sidi Müller im Kombinat VEB Carl Zeiss Jena ist Auftragsleiter für die Realisierung des Abkommens über wissenschaftlich-technische Zusammenarbeit, Spezialisierung und Kooperation der Produktion von Erzeugnissen der Röntgenanalysenmeßtechnik, Elektronenmikroskopie und Massenspektrometrie zwischen dem Ministerium für Elektronik der DDR und dem Ministerium für Gerätebau, Automatisierungsmittel und Steuersysteme der UdSSR. – Was aber verbirgt sich dahinter? Eine Form der Zusammenarbeit zwischen Forschungs- und Produktionsstätten beider Länder, die man getrost als ein Stück vorweggenommener Zukunft bezeichnen kann. Gemeinsam mit der Leningrader Wissenschaftlichen Produktionsvereinigung „Burewestnik" fertigt das Kombinat bestimmte Typen von Röntgenfluoreszenz-Analysenautomaten, die in großer Stückzahl für die Metallerzeugung und -verarbeitung, die Produktion von Zement, Glas und Keramik sowie allgemein für die anorganisch-chemische Industrie benötigt werden; überall in den Ländern des RGW sind solche vollautomatischen Gerätekomplexe unerläßlich zur Kontrolle und Steuerung der Produktion. Zeiss spezialisierte sich auf Sequenzspektrometer (die aus einem Material mehrere Elemente zeitlich nacheinander analysieren), „Burewestnik" dagegen mit dem entsprechenden wissenschaftlich-technischen Vorlauf auf die Reihe der Mehrkanalspektrometer (für gleichzeitige Analyse ausgewählter Bestandteile). Die Verknüpfung reicht so weit, daß die Herstellerbetriebe auf beiden Seiten sowohl Finalproduzenten als auch Zulieferer für das Endprodukt ihres Partners sind. Ständig werden über die weite Entfernung Baugruppen ausgetauscht, die beim Empfänger den Stand der wöchentlichen, monatlichen, quartalsweisen Planerfüllung mitbestimmen. – „Wer weiß, wie problemreich solche Beziehungen auf einer Strecke wie Freiberg–Jena sein können, hat einen Begriff davon, welches Maß an Abstimmungstätigkeit die Experten beider Seiten leisten müssen, und das für eine Erzeugnisgruppe, die sich stürmisch entwickelt und fortlaufend durch Neuerungen ergänzt wird." So steht, wenn der Vergleich gestattet ist, Sidi Müllers Bett nur mit zwei Füßen an der heimischen Saale, mit den anderen beiden aber an der Newa. Und manche Nacht, wenn die Verhandlungen auf Hindernisse stoßen, bleibt zum Schlafen wenig Zeit. Denn Freundschaft besteht in der Präzision des Vereinbarten; je härter um jedes Detail gerungen, je genauer die Übereinstimmung des Erwünschten und des Machbaren fixiert wird, um so reibungsloser funktioniert dann die Zusammenarbeit. Sidi Müller, von der Ausbildung her ursprünglich Diplom-Slawist, will nicht dementieren, daß sie auf Partnerseite in dem Rufe steht, schier Unmögliches mit Charme und Ausdauer dennoch möglich zu machen. Lächelnd delegiert sie das Lob weiter. „Wenn ich ‚ausgefahrene Gleise' verlasse, um einem Kollektiv in der Bedrängnis beizuspringen, dann habe ich mit Sicherheit unseren Generaldirektor hinter mir, der in dieser Partnerschaft keinen bloß technologischen Vorgang, sondern mit allen Beteiligten auch eine gesellschaftliche Aufgabe hohen Ranges erblickt." *Hans Frosch*



Zeugnisse aus 40 Jahren

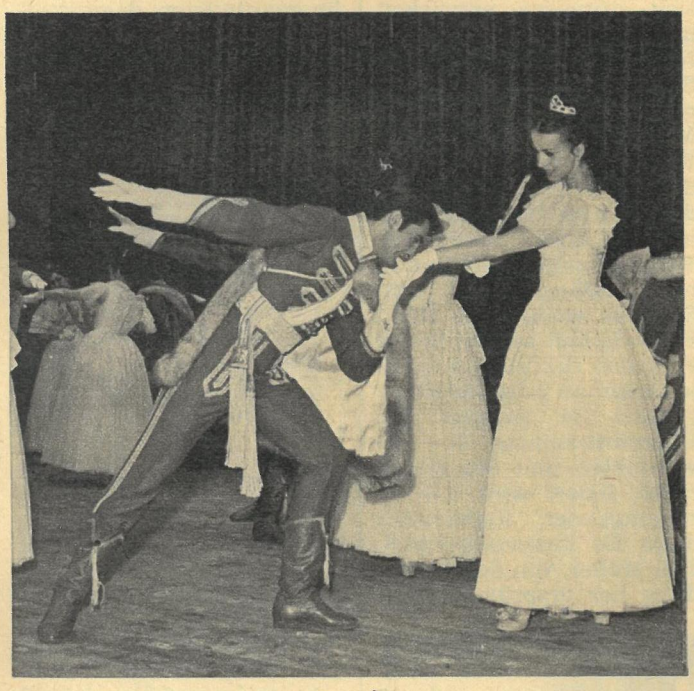
Von den Faschisten verführt, verblendet durch deren Ideologie, marschierten mit Wehrmachtsstiefeln junge Deutsche über blutgetränkte sowjetische Erde. In Kriegsgefangenenlagern und in Antifa-Schulen mühten sich deutsche und sowjetische Kommunisten um die, die überlebten, öffneten ihnen die Augen, gaben ihnen Mut und Zuversicht. Viele von ihnen schlossen sich nach ihrer Rückkehr der am 7. März 1946 in Berlin gegründeten, demokratischen Jugendorganisation an. Andere junge Antifaschisten verfolgten noch aus der Ferne die ersten Schritte der FDJ. Jene an



der Antifa-Schule im Lager 193 beispielsweise verabschiedeten im Sommer 1947 ein mehrseitiges „Begrüßungsschreiben" – es ist seit dem 24. Januar in der Ausstellung zum 40. Geburtstag der FDJ „Vorwärts, Freie Deutsche Jugend" in Berlin zu besichtigen. Im Foyer des Museums für Deutsche Geschichte werden auf 750 Quadratmetern viele Exponate präsentiert, die die freundschaftlichen Beziehungen zwischen FDJ und Leninschem Komsomol plastisch demonstrieren. Der „Friedensflug nach Osten" 1947, mit dem eine FDJ-Delegation unter Leitung von Erich Honecker die internationale Isolierung der deutschen Jugend beendete, nimmt breiten Raum ein, ebenso der Abschnitt Ende der sechziger Jahre: das erste langfristige Programm der Zusammenarbeit beider Jugendverbände, die erste Gemeinschaftsausgabe der Verlage „Junge Garde" Moskau und „Neues Leben" Berlin, das I. Festival der Freundschaft in Dresden. Die Ausstellung – sie kann täglich bis zum 9. März besucht werden – belegt: Der Leninsche Komsomol ist seit vier Jahrzehnten der wichtigste Bundesgenosse der FDJ im Ausland. *Frank Schumann*

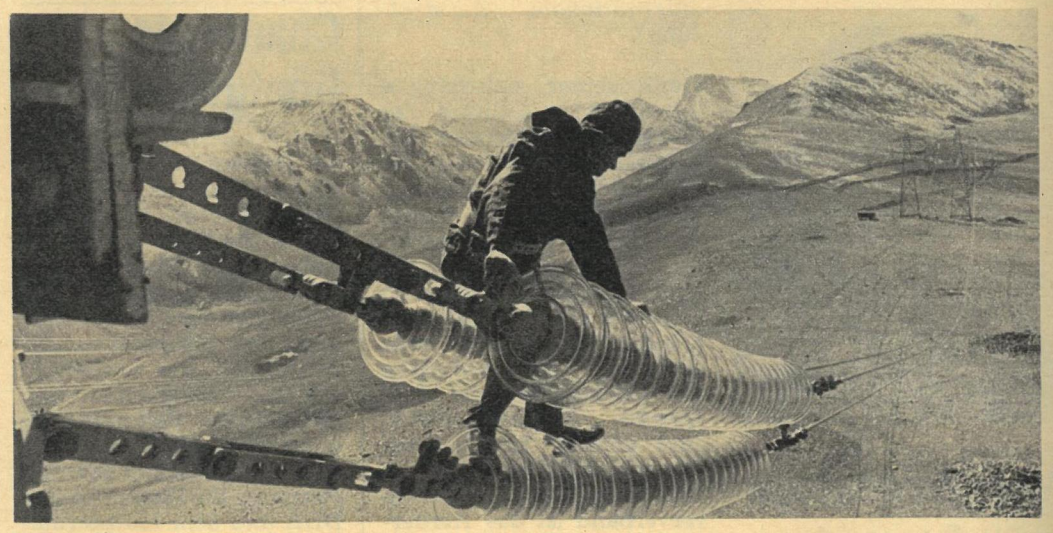
Im Rausch der schönen Klänge

Ein Schloß, ein Ball, eine Mazurka. Im Rausch der schönen Klänge schwingen Röcke, zeigt sich Fröhlichkeit, wenn auch in vornehmer Zurückhaltung. Aber es ist ein verwunschenes Schloß mit einer großen Uhr, deren Zeiger nur dann die Minuten zu zählen beginnt, wenn ein Mensch bösen Herzens eintritt. Und damit kann die Geschichte ihren Lauf nehmen, die natürlich in der 1865 von Moniuszko



geschriebenen Oper „Das Gespensterschloß“ ein glückliches Ende findet. Der in der Volksrepublik Polen gleich nach Chopin hochverehrte Komponist hat in seinen Opern, von denen „Halka“ noch vor dem „Gespensterschloß“ die bekannteste ist, die polnischen Volkslied- und Volkstanztraditionen ein- und zu neuem Glanz gebracht. Darum fehlt bei einem polnischen Gesangs- und Tanzensemble wohl nie der Name Moniuszko. Das älteste Ensemble in der Volksrepublik Polen macht da keine Ausnahme, obwohl es schon seine Besonderheit hat, denn bevorzugte Auftrittskleidung ist der Waffenrock. Die Rede ist vom Zentralen Gesangs- und Tanzensemble, das sich 1943 als Bestandteil der sich formierenden 1. Polnischen Armee an der Oka bildete. Diese Armee und ihr Ensemble nahmen an der Seite der Sowjetarmee den heroischen Weg der Befreier nach Berlin, aber bis zum historischen Konzert in Wandlitzsee am 9. Mai 1945 standen sie sehr selten auf einer Bühne. Wieder in Warschau übernahm der Gründer, Soldat Teodor Ratkowski, die Leitung der singenden und tanzenden Soldaten und Offiziere. Ihre Hauptauftrittsorte blieben bis heute die Einheiten der Polnischen Armee. Inzwischen ist das Ensemble im In- und Ausland bekannt. „Obwohl wir eigentlich nur etwa 100 Konzerte jährlich im Plan haben, werden es immer 180 bis 200“, sagt Oberst Jan Mika, der heutige Direktor stolz. Wer seinen Ehrendienst im Gesangs- und Tanzensemble absolviert, kann sich berechtigte Chancen ausrechnen, später auch in eines der großen Berufsensembles aufgenommen zu werden. Die künstlerische Ausbildung der Mitglieder, die neben der militärischen Grundausbildung erfolgt, ist landesweit sehr geschätzt, die Anforderungen an zivile Künstler, die die Gruppe verstärken, sind hoch. Je nach Gelegenheit verwandelt sich das große Ensemble in kleinere, die bis hin zum Jazz die Breite musikalischer und tänzerischer Möglichkeiten ausprobieren. Als Hauptfeld aber sehen die Künstler in Uniform ihre umfangreichen Programme, in denen sie mit Liedern und Tänzen die wechselvolle Geschichte des polnischen Volkes, seiner Kämpfe, seines Lebens wachhalten und immer wieder auch mit eigenen Entdeckungen und Inszenierungen beleben. Als wir mit Oberst Mika sprachen, liefen letzte Vorbereitungen für einen der wenigen Auslandsauftritte: Ende Januar im Berliner Palast der Republik sind sie einer der Trümpfe im Programm „Grand mit 7“, gehören zu den Gratulanten der befreundeten Armeen zum 30. Jahrestag der NVA. Und man stelle sich vor: Ein Schloß, ein Ball, eine Mazurka…

Ingrid Kirschey-Feix



Testspannung

Am kirgisischen Kum-Bel-Paß, wo diese Hochspannungs-Versuchsanlage steht, testen wissenschaftliche Mitarbeiter des Laboratoriums für Freileitungskonstruktionen mit speziellen Meßgeräten die Zuverlässigkeit von Isolationsaufhängungen und Kabeln unter realen Bedingungen.

Gartenkultur

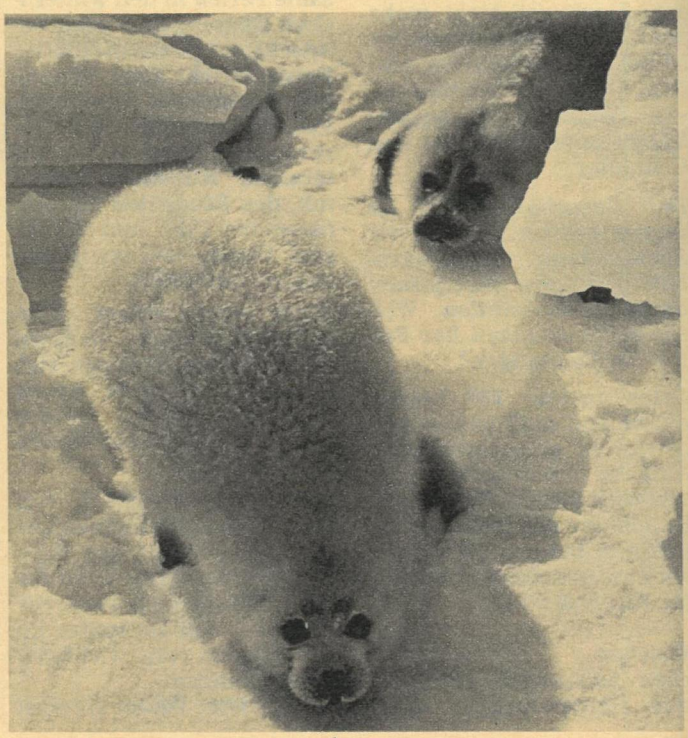
Die 1300 Mitarbeiter in den Instituten und Laboratorien des wissenschaftlichen Zentrums von Irkutsk untersuchen hauptsächlich Probleme, die sich mit der Entwicklung der Produktivkräfte und der Erschließung der Naturreichtümer Sibiriens verbinden. Dazu gehört auch die Beobachtung und Analyse dieser Gartenkultur-Stecklinge unter kontrollierten und regulierbaren Bedingungen in einem modernen Gewächshaus für physiologische Forschungen.

Familienkunst

Eine ungewöhnliche Ausstellung ist in Kiew eröffnet worden: Werke von Oxana (10 Jahre), Roman (9) und Jassja (7) Olenik werden hier gezeigt. Die jungen Künstler sind bei jeder Gelegenheit mit dem Zeichenblock anzutreffen – während die Älteste gern kosmische Motive malt, leben Roman und Jassja noch ganz in der Welt der Tiere und Märchen.

Robbeninventur

Alle Jahre wieder: Frühjahrszählung der neugeborenen Ringelrobben auf dem Eis des Kaspischen Meeres. Die Forschungen Astrachaner Biologen trugen dazu bei, daß der Bestand an Kaspi-Robben nach den Erfordernissen des Naturschutzes wie auch der wirtschaftlichen Nutzung stabilisiert werden konnte. Robbenfarmen sind in der Erprobung.



...und er bereute nichts

Im flachen Pommern, in Warsow bei Stettin, kam Fritz Schmenkel am 14. Februar vor 70 Jahren zur Welt. Sein Leben schien durch Landschaft und Umgebung vorgezeichnet, jedoch: Es nahm eine Wende... Zwischen faschistischem Reichsarbeitsdienst und faschistischer Wehrmacht hatte Schmenkel kurze Zeit in einer Ziegelei gearbeitet; aufmüpfig war er, beileibe aber noch kein politischer Kopf oder gar Antifaschist. Mehrmals entfernte er sich unerlaubt von der Truppe, doch erst als er das vierte Mal nach Hause türmte, hatte die Gesetzesverletzung einen politischen Hintergrund. Er wolle nicht mehr für Hitler kämpfen, erklärte er seiner Frau. Immerhin: Der Gefreite Schmenkel hatte die Okkupation Polens mitvollziehen müssen und dabei manches Verbrechen erlebt. Achtzehn Monate Haft brachte ihm die Desertion; noch galten nicht die verschärften Kriegsgesetze. Die anderthalb Jahre verbüßte er zum großen Teil in Torgau, danach, im 41er Sommer, kam er an die Ostfront. Da allerdings stand für ihn der Schritt schon fest. Fritz Schmenkels Mut und charakterliche Größe beschreibt allein der Zeitpunkt seines Übertritts: Zur Stunde stürmten Hitlers Horden noch vorwärts, und nicht nur notorische Nazis gaben der Roten Armee keine Chancen mehr. Als Iwan Iwanowitsch (Wanja) blieb Schmenkel monatelang bei den Partisanen und war einer der ihren; im Frühjahr 1943 wurde er, ein Deutscher, für seine Tapferkeit mit dem Rotbannerorden geehrt. Am vorletzten Tag jenes Jahres ging Schmenkel als Militärkundschafter mit zwei weiteren Aufklärern über die Front. Er wurde von den Faschisten gestellt, arretiert, vernommen, gefoltert und ins Wehrmachtsgefängnis nach Minsk überstellt. Eine Woche nach seinem 28. Geburtstag, am 22. Februar 1944, wurde Fritz Schmenkel vor einer braunen Ziegelwand in Minsk standrechtlich erschossen. Er bereue nichts, hatte er kurz vor der Exekution dem Pfarrer gesagt; die Umstände hatten ihn zum konsequenten, unerschütterlichen Antifaschisten gemacht. Das Präsidium des Obersten Sowjets der UdSSR verlieh Fritz Schmenkel postum 1964 den Titel „Held der Sowjetunion“.

Robert Allertz

Der Höhenflug ohne Stab

In der ISK-Weltumfrage nach den „Sportlern des Jahres“ 1985 haben Sergej Bubka (UdSSR/Foto ganz oben mit seiner Frau Lilija) und Marita Koch (DDR) den Vogel abgeschossen. Er wurde Nachfolger des Zweifachsiegers seit 1983, Carl Lewis, sie gewann diesen Titel bereits zum dritten Mal. Große Athleten haben beiden den Vortritt lassen müssen: Aouita, Cram, Groß und Swan bei den Männern, Slaney-Decker, Boe, Figini, auch Heike Friedrich, Katarina Witt und Heike Drechsler bei den Frauen. Profis wie Prost, Hinault und Platini sowie die Tenniscracks erreichten keinen Spitzenplatz. Neben Bubkas souveräner Rolle wird vor allem hervorgehoben, daß Marita Koch ihre Laufbahn fortsetzt. Damit bleibe der Leichtathletik „eine Frau mit herzlicher Ausstrahlung erhalten“. Sie sei eine „Queen mit Charme“. Beide, Marita Koch und Sergej Bubka, sind auch in ihren Ländern erneut „Sportler des Jahres“ geworden. In der traditionellen Umfrage der sowjetischen Sportjournalisten wurde der erste 6-m-Stabhochspringer der Welt vor Schachweltmeister Garri Kasparow und dem 2,41-m-Hochsprung-Weltrekordler Igor Paklin (Foto links) auf den Thron gehoben. Es folgen Juri Koroljow (Turn-Mehrkampfweltmeister), Arvidas Sabonis (bester Basketballer Europas 1985/Foto links unten), Igor Shelesowski (Sprintweltmeister und 500-m-Weltrekordler im Eisschnellauf), Juri Wardanjan (zum siebten Mal Gewichtheber-Weltmeister), Alexander Fadejew (Eiskunstlauf-Weltmeister), Fjodor Tscherenkow (herausragender Fußballer bei Spartak Moskau und in der Auswahl) und Jelena Schuschunowa (Mehrkampf-Welt- und Europameisterin im Turnen). In der Umfrage wurden insgesamt 55 Sportler genannt. Asse wie der Schwimmer Igor Poljanski, der Fußballer Oleg Protassow, der Boxer Alexander Jagubkin und der Ringer Sergej Beloglasow gelangten mit nur ganz knappem Rückstand nicht unter die zehn Erstplazierten. Ein Leichtathlet vom Format Rudolf Powarnizyns, der 1985 als erster Hochspringer der Welt die 2,40-m-Grenze bezwang, hatte – bei diesem Angebot! – kein Glück. Kurios ging es im Fußball zu. Bei der „France Football“-Umfrage nach dem besten Spieler Europas wurde Oleg Protassow als erster sowjetischer Kicker genannt. Ihm folgte Spartak- und Auswahltorhüter Rinat Dassajew. Die Wahl des „UdSSR-Fußballers des Jahres“ fiel auf Anatoli Demjanenkow. In der Gesamtumfrage jedoch lag Tscherenkow vorn...

Hans Richard Vollbrecht

● Erfahrenes

Langanhaltender Erfolg ist kein Werk des Zufalls, sondern Ausdruck der Qualität des Betreffenden, seiner Arbeit, mitunter sogar sehr großer Anstrengungen. Diejenigen, die auf diese Weise lange Erfolg haben und zeigen, daß ein Stück Herz darin liegt, diese Menschen schätze ich.

Karel Zich, ČSSR, Texter und Sänger

● Am Rande

Im Labor des Fernöstlichen Hydrometeorologischen Instituts wurde eine originelle Anlage montiert, mit deren Hilfe die Entstehung von Wirbelstürmen untersucht wird. Es ist ein durchsichtiges Gefäß, dessen Vorrichtungen Miniorkane erzeugen. – Gewissermaßen für den Sturm im Wasserglas.

● Persönliches

Was wären bulgarische Volksweisen ohne den ziegenledernen Dudelsack „Gaida“? Einer der bekanntesten Meister in der Herstellung dieser volkstümlichen Musikinstrumente ist Georgi Manolow aus Amoljan in den Rhodopen, der seit über 20 Jahren diesen seltenen Beruf ausübt.

Nika Turbina, zehnjährige Schülerin aus Jalta auf der Krim, brachte von einem Poetenfestival in Italien für die erstaunliche Reife ihrer Gedichte einen Sonderpreis – den geflügelten „Goldenen Löwen von Venedig“ – mit nach Hause.

Einem recht seltenen Hobby hat sich Petr Voženílek aus Ústí nad Labem verschrieben. Seit 23 Jahren züchtet er in seiner Freizeit Schlangen. Ein Zimmer hat er zu einem Terrarium umfunktioniert, in dem zur Zeit 30 Nattern, Kobras und ähnliche giftige Kriecher untergebracht sind.

Redaktion: Gabriela Wehrmann; Fotos: V. Hempel, D. Steinberg, APN/Somow (2), TASS/Worotnikow, Solowjow, Christoforus, Tarusow, Archiv des Zentralen Gesangs- und Tanzensembles der Polnischen Armee; Repro: JW/Oberst; Vignette: D. Schüler.

Was macht ein Mensch mit 16 Kilowatt Strom im Monat? Er kann jeden Tag für 20 Minuten eine Lampe einschalten, 30 Minuten Radio hören, 11,3 Minuten fernsehen, 60 Minuten den Kühlschrank laufen lassen. So steht es in einem

Wenn du fällst,

Wie alle Welt weiß, ist der Bewohner der Bundesrepublik Deutschland allemal frei in seinen Entscheidungen. Mithin kann er, falls er zu den Empfängern von Sozialhilfe zählt, mit seinen 16 Kilowatt machen, was er will: im Dunkeln sitzen und vielleicht 17,7 Minuten fernsehen oder den Kühlschrank abstellen und eine volle Dreiviertelstunde Radio hören. Wie ihm beliebt. Die Behörden machen ihm da überhaupt keine Vorschriften. Selbstverständlich kann er Radio und Kühlschrank auch den lieben langen Tag laufen lassen. Hauptsache, er bezahlt die Stromrechnung. Andernfalls muß das Elektrizitätswerk ihm den Strom abschalten. Eben dies ist im vergangenen Jahr allein in Köln am Rhein 16 000 Haushalten geschehen.

Es ist wahr, daß der arbeitende Bundesbürger in aller Regel sein Auskommen hat, mancher auch mehr. Eine Minderheit schwimmt, wie man so sagt, im Geld. Von welcher Seite man sie auch betrachtet, die Bundesrepublik ist kein armes Land. Aber die Armut breitet sich aus.

Ein alleinstehender Sozialhilfeempfänger erhält im gegenwärtigen Zeitpunkt 385 Mark im Monat. Dieser „Regelsatz" basiert auf exakten Berechnungen, die pro Tag den Verzehr von 47 Gramm Fleisch, 48 Gramm Wurst und 21 Gramm Käse gestatten. Außerdem leistet sich der disziplinierte Sozialhilfeempfänger alle zehn Tage eine Flasche Bier.

Leider schweigen sich die Erfinder dieser menschenwürdigen Verpflegungssätze darüber aus, von welcher Sorte Fleisch die Rede ist. Von Steaks oder von Innereien? Es wird wohl so sein, daß einer entweder sechs Tage Kartoffelpuffer ißt und am Sonntag, sagen wir, Schweinekamm oder die ganze Woche Kaldaunen. Auch das kann er ganz allein entscheiden.

Betteln oder stehlen

Im Frühprogramm einer Westberliner Rundfunkanstalt telefonierte kürzlich die Moderatorin mit dem Korrespondenten ihres Senders in Madrid. Das hörte sich so an:

Sagen Sie mal, da laufen in Spanien so viele Leute mit so wenigen Zähnen herum. Wie kommt das?

Das kommt daher, daß die Krankenkasse zwar das Zähneziehen, aber keine Zahnreparaturen bezahlt.

Aha... Wie hoch ist übrigens die Arbeitslosigkeit?

Zwanzig Prozent.

Und wie steht es mit der finanziellen Absicherung?

Maximal zweieinhalb Jahre.

Und dann?

Dann muß die Familie einspringen, die Großfamilie, die in Spanien noch immer eine große Rolle spielt.

Und wenn es nicht funktioniert mit der Familie?

Betteln oder stehlen.

Im Frühjahr 1985 waren in den USA 8,88 Millionen Arbeitslose registriert, in Japan 1,63, in Frankreich 2,48, in Großbritannien 3,31, in Italien 2,46. Die „Dunkelziffern" der nicht registrierten Arbeitslosen gehen überall in die Hunderttausende, wenn nicht in die Millionen. In den kapitalistischen Staaten, die sich selbst gern zu den „reichen Industrienationen" rechnen, stecken heute bereits 70 bis 80 Millionen Menschen bis zum Hals in der „neuen Armut". Von Ländern wie Honduras oder Guatemala ganz zu schweigen.

Ratschlag eines Wüstenbewohners

„Für europäische Begriffe" – für westeuropäische, versteht sich – „sind die USA im sozialen Bereich eine Wüste." Sagt Professor Frederic Mayer, der es wissen muß, ein Philosoph und Pädagoge, deutscher Emigrant, der dreißig Jahre in den Vereinigten Staaten lebte, bevor er nach Wien ging. In dieser Wüste leben, nach dem Geständnis der Behörden, 35,3 Millionen Menschen – das sind 15,2 Prozent der Bevölkerung – unterhalb der „Armutsgrenze". Da dürfen wir getrost noch ein paar Millionen dazuschlagen.

Mindestens 20 Millionen Bewohner der USA haben „aufgrund der Kürzungen der Sozialprogramme nicht genug zu essen" – Resümee einer Ärztekommission nach detaillierten Untersuchungen. Gekürzt wurde, ein Beispiel nur, die Zahlung des Arbeitslosengeldes von 65 auf 26 bis 39 Wochen, und diese beschnittene Unterstützung erhält gegenwärtig nur jeder vierte der über acht Millionen Arbeitslosen. Übrigens sind in den USA Arbeitslose und ihre Familien nicht gegen Krankheit versichert, müssen also alle Kosten für Arzt und Medikamente selbst tragen.

Das letzte Netz

Eine hochgestellte Persönlichkeit aus Washington mit besten Beziehungen zu Kreisen, die ein wenig oberhalb der „Armutsgrenze" leben, besuchte unlängst die Bundesrepublik und brachte einen heißen Tip für die Arbeitslosen mit, wenigstens für die jüngeren: einfach ein eigenes Unternehmen zu gründen... Der Ratgeber kam aus einem Land, in dem, statistisch gesehen, alle sechs Minuten ein Farmer kapituliert, auf gut deutsch: Pleite macht.

„Leitfaden" der bundesdeutschen Sozialhilfe. Im Bundessozialhilfegesetz steht, daß jedermann ein „menschenwürdiges Leben" garantiert werde. 2,5 Millionen Bundesbürger wissen es besser, weil sie es am eigenen Leib spüren:

fällst du tief...

Die famose Idee, der Arbeitslosigkeit durch Gründung einer eigenen Firma zu entgehen, stößt, wie man hört, auch in der Bundesrepublik auf Schwierigkeiten. 1984 sind 16 760 kleine und mittlere Unternehmen in Konkurs gegangen, 1985 bereits im ersten Halbjahr 9377, zu Weihnachten war der neue Rekord geschafft, runde 19 000.

Wenn du fällst, hat einer gesagt, der gefallen ist, fällst du tief.

Wenn in der Bundesrepublik einer seine Arbeit verliert, bekommt er als Arbeitslosenunterstützung 68 Prozent seines letzten Nettoverdienstes, Kinderlose 63 Prozent. Das hört sich so schlecht nicht an.

Aber erstens hat man ihm, so lange er arbeitete, 4,6 Prozent seines Lohns für die Arbeitslosen-Pflichtversicherung abgezogen. Zweitens bekommt er die 68 Prozent höchstens für ein Jahr. Von den 2,5 Millionen registrierten Arbeitslosen in der BRD sind 60 Prozent bereits aus der Pflichtversicherung „ausgegrenzt". Und drittens ist die Zahlung des Arbeitslosengeldes an mancherlei Bedingungen geknüpft.

Findet ein Arbeitsloser neue Arbeit, verliert sie aber nach einem halben Jahr wieder, bekommt er keinen Pfennig aus der Pflichtversicherung, weil er nur sechs und nicht 36 Monate Beitrag gezahlt hat. Was macht er dann? Er beantragt die niedrigere Arbeitslosenhilfe, die auch von allerlei Bedingungen abhängt. Bekommt er sie nicht oder nicht mehr, fällt er in das „letzte Netz", genannt Sozialhilfe, die ihm jenes Leben in menschlicher Würde mit 21 Gramm Käse und 11,3 Minuten Fernsehen garantiert.

Wenn du fällst, fällst du tief.

Vier-Monats-Würde

Als eine westdeutsche Firma per Annonce einen Lagerarbeiter suchte, fanden sich unter 250 Bewerbern Bankkaufleute, Ingenieure, Diplombetriebswirte, Elektriker und andere berufsfremde Kandidaten. Die Lagerarbeiter blieben in der Minderheit. Verzweiflung, Hoffnungslosigkeit? Ganz sicher. Und Anpassung an die Realität.

Verliert in der Bundesrepublik einer seine Arbeit, läßt er sich in der Regel registrieren und erkundigt sich gelegentlich auf dem Arbeitsamt nach freien Stellen. Anfänger fragen gewöhnlich nach Arbeit im erlernten Beruf. Solche Allüren treibt das Arbeitsamt ihnen bald aus.

Arbeitsämter der Bundesrepublik verfahren nach einem Qualifikationsschema mit fünf Stufen: 1. Hoch- und Fachschulen; 2. Fortbildung an Fachschulen; 3. Ausbildungsberufe; 4. Angelernte; 5. Sonstige. In den ersten vier Monaten seiner Arbeitslosigkeit, so lautet die Vorschrift, sind dem Arbeitsuchenden nur Angebote zumutbar, die seiner tatsächlichen Qualifikationsstufe entsprechen und ihm wenigstens 80 Prozent seines bisherigen Einkommens garantieren. Vermutlich hängt auch diese Vier-Monats-Regel mit der menschlichen Würde zusammen. Aber dann schrumpft die Würde, und die Zumutungen wachsen. Alle vier Monate geht es eine Stufe abwärts. So wird der Akademiker in sechzehn Monaten zum ungelernten Hilfsarbeiter, der Facharbeiter schon nach acht Monaten. Was in der Praxis heißt: bietet das Arbeitsamt dem Facharbeiter nach neunmonatiger Arbeitslosigkeit eine Stelle als Hilfsarbeiter an und er lehnt sie ab, kann ihm die Arbeitslosenunterstützung gestrichen werden.

So einfach ist das. Aber die Entscheidung liegt natürlich allein in der Hand des Arbeitslosen. Niemand zwingt ihn zu arbeiten.

Neue, alte Armut

Nicht nur das Wort von der „neuen Armut", auch das Gerede vom „neuen Boom" geht um.

Auf eine Umfrage in Chefetagen bundesdeutscher Konzerne antwortete die VEBA: Gewinne gesteigert; adidas: Umsätze 1985 erneut gestiegen; Ford-Werke AG: auf mittlere und lange Sicht optimistisch. Wenn Konzerne öffentlich zugeben, daß es ihnen halbwegs gut geht, reibt man sich hinter verschlossenen Türen die Hände.

Die Prognosen für die Arbeitslosen von heute und die potentiellen Arbeitslosen von morgen klingen nicht ganz so optimistisch, weder auf mittlere noch auf lange Sicht. Für 1986 rechnen die Wirtschaftsinstitute Westeuropas mit einem neuen Nachkriegsrekord, nämlich mit 20 Millionen Arbeitslosen. In der Bundesrepublik werden 1990 3,4 bis 4 Millionen Arbeitsplätze fehlen. In der Stahlindustrie der EG, auch wieder nur ein Beispiel, sind seit Mitte der siebziger Jahre 330 000 Arbeitsplätze liquidiert worden, in der gleichen Branche der Bundesrepublik wurden 50 Prozent „wegrationalisiert", und für 1986 ist ein monatliches Minus von tausend Arbeitsplätzen einkalkuliert. Ein Stahlmanager des Ruhrgebiets nannte diesen Vorgang „einen unumgänglichen Teil des Überlebenskampfes".

„Wir haben wieder ein Wirtschaftswunder", jubelte eine süddeutsche Zeitschrift. Wer ist wir? „Unsere Aktien sind international heiß begehrt." Wessen Aktien?

Jürgen Jessel

Zwischen ihrem 18. und 20. Lebensjahr ist Diliana Georgiewa die Primaballerina der Rhythmischen Sportgymnastik geworden. Als wir kürzlich die siebenfache Weltmeisterin in Sofia besuchten, stand ihr ein neues, wichtiges Ereignis bevor. Sie machte Hochzeit. Jetzt heißt sie Klintscharowa.

Heiße Nächte mit Kako und Decena

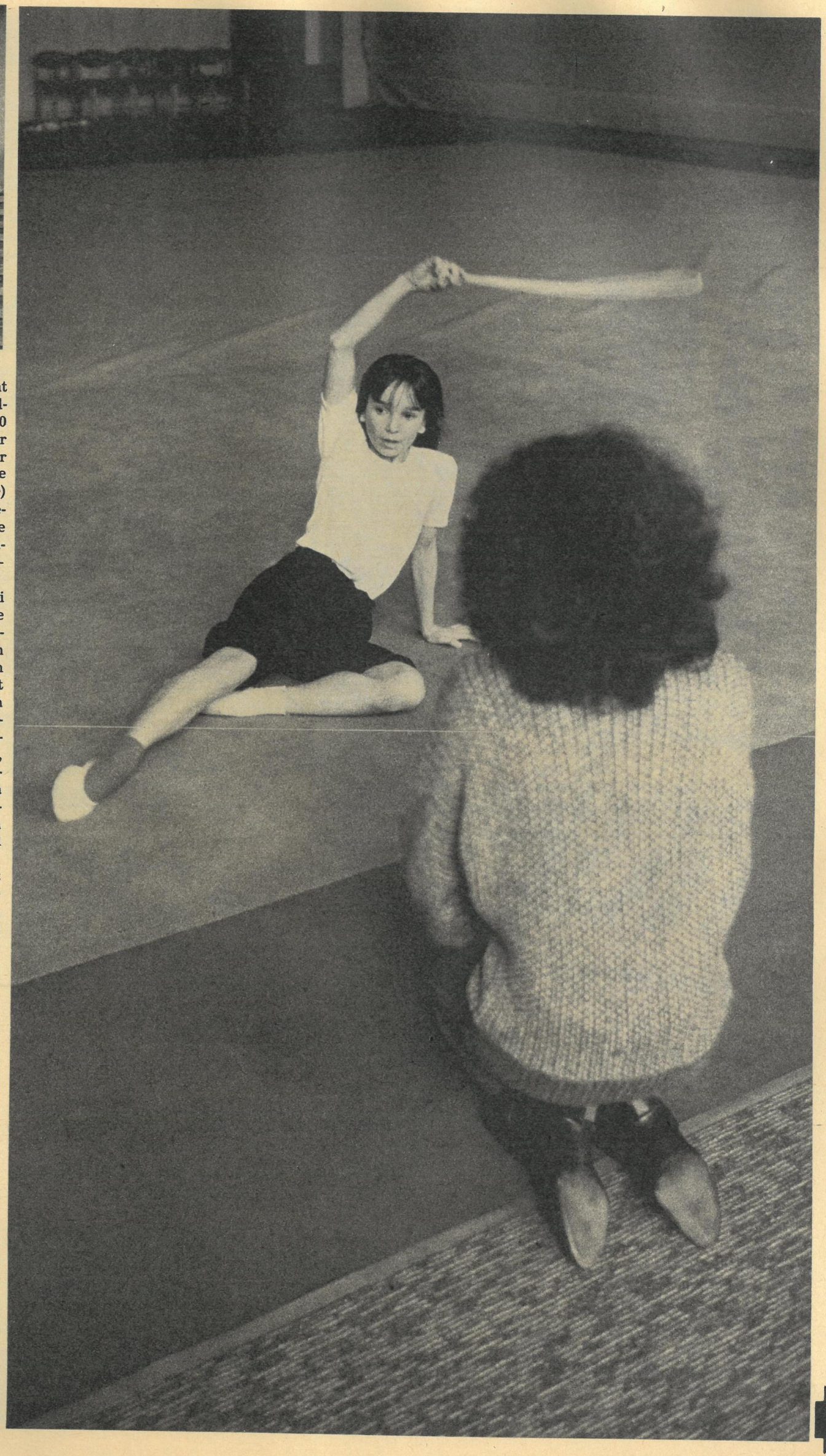
Ein Beitrag von
Hans Richard Vollbrecht (Text)
und Volker Hohlfeld (Fotos)

Sie kann bei bestem Willen nicht sagen, wievielmal sie – für Vollkommenheit – die Höchstnote 10 schon bekommen hat. Zwei- oder dreidutzendmal oder...? Als sie vor Jahresfrist in Valladolid vierfache (und damit insgesamt siebenmalige) Weltmeisterin wurde, waren es deren sechs. Deswegen erfanden die feurigen Spanier einen neuen Namen für sie: „Decena Diliana" – der Zehner Diliana.

Zu Recht, wie sie meinten: Als sei Bizets leibhaftige Carmen und eine verlorene Tochter Rastellis erschienen, habe „Decena" im ständigen Wechsel von wilden und sanften Tänzen zirzensische Spielchen mit Ball oder Keulen, Band oder Reifen betrieben. In der sachlichen Sprache des Sports könnte das so lauten: Höchster Schwierigkeitsgrad, erstklassige Choreographie, technisch fehlerlos. Deshalb also ein halbes Dutzend Zehnen, im Mehrkampf 39,95 von 40 möglichen Punkten, in den Finals zweimal die Idealnote 20.

Was Bizet betrifft, so war er nicht mit von der Partie. Musikalische Begleiter von Diliana waren ein spanisches Lied, Melodien aus „Hair", Gershwin und schließlich die, wie es der sowjetische Musikwissenschaftler Boris Jarustowski ausdrückt, „barbarischen Klangmassierungen, wilden Rhythmen, Gefühlsrasereien und mächtigen Ausbrüche der elementaren Kräfte der Frühlingserneuerung" in Strawinskys „Le sacre du printemps".

Um in Kastiliens Hauptstadt den Spaniern spanisch zu kommen und überhaupt wieder mal etwas Neues zu zeigen, hatte sich Diliana von Musiken getrennt, die ihr immer lieb und teuer waren. Von Bachs Fuge zum Beispiel: Sein Genius, sagt sie, sei eine der schönsten Entdeckungen ihres Lebens gewesen. Oder von Chatschaturjans Säbel-



Auf dieser Seite eine ganz andere Diliana. Eine mit Wuschelkopf. „Damit hätte ich nie die fast bis unters Dach geworfenen Bälle und Keulen gesehen, wenn sie zu mir zurückkamen und ich sie fangen mußte..."

GALERIAS

Heiße Nächte mit Kako und Decena

Bild oben: Premiere einer siebenfachen Weltmeisterin: Tanzsolo im Brautkleid.

Bild links: Das war sie in einer ihrer Paraderollen: Kür mit dem Band.

tanz: In dieser Feuersbrunst von Temperament, schrieb ein bulgarischer Journalist, „hätte sie beinahe auch noch die Bodenmatte angezündet". Oder von der Mixtur Rock 'n' Roll/Klassik: „Vor Angst, das Publikum könnte mir so etwas übelnehmen, hatte ich schlaflose Nächte. Aber nichts war, ich siegte damit!"

★

Die Georgiewa ist nie entdeckt worden. Und wenn, dann besäße Mutter Violeta auf ein solches Prädikat das Erstrecht. Sie war selbst einmal eine der Mitbegründerinnen bulgarischer Weltgeltung in der Rhythmischen Sportgymnastik. Dann wurde sie zu Hause in Pasardshik Trainerin junger Mädchen, die gerade erst in die Schule gekommen waren.

„Als Diliantsche, siebenjährig, zum erstenmal mit mir zum Training ging, maß ich ihrem Wunsch mitzumachen keine besondere Bedeutung bei. Ich sagte mir: Gefällt es ihr, schön und gut, wenn nicht, dann wird sie beizeiten etwas anderes finden. Obwohl sie ihr neues ‚Spiel' mit großem Ernst betrieb und Fortschritte machte, hatte ich nie das Gefühl, sie sei talentierter oder gar besser als die anderen. Zuweilen kam mir sogar der Gedanke, Diliana würde irgend etwas fehlen. Aber was? So begnügte ich mich mit dem Vorsatz, aus ihr eine halbwegs brauchbare Gymnastin zu machen. Nicht die beste der Welt, das wäre mir nie in den Sinn gekommen. Eine Mutter, sagte ich mir, darf nicht zuviel von ihrem Kind verlangen. Oft sind die Ambitionen der Eltern größer als die Möglichkeiten der Kinder. Wir Erwachsenen haben es mitunter schwer, die Waage im Gleichgewicht zu halten."

Aber dann kam der Tag, da eine andere Trainerin namens Julietta Schischmanowa zu Mutter Violeta sagte: „Deine Tochter macht sich hervorragend. Wäre es nicht gut, wenn du mehr und intensiver mit ihr arbeiten würdest?" Von nun an sah die von solchem Urteil überraschte Mama ihre Diliana mit ganz anderen Augen. „Und mit der Zeit spürte ich auch immer stärker die Nähe des Tages, da ich der Kleinen nichts mehr geben konnte, nichts von jenem ‚Großen', ohne das die große Gymnastik nicht leben kann. Öfter als gewollt ging mir der Gedanke durch den Kopf, Diliantsche müßte nach Sofia, zu Neschka Robewa..."

Diese perfekte Trainerin besorgte mehr als nur den Rest. Diliana Georgiewa könnte ein Buch über Neschka Robewa schreiben, „über ihre Ausstrahlung, ihre Geduld und Ungeduld, ihre Disziplin, Arbeitsliebe und Akkuratesse, ihr Organisationstalent, ihre Strenge und Gutmütigkeit, ihre pädagogische Fähigkeit, uns klar zu machen, daß nur wir, niemand anders dem Erfolg handgreiflich nahe sind, über ihren liebevollen und souveränen Umgang mit der Musik, ohne die wir ein Nichts wären". In diesem Buch würde ganz bestimmt auch Mutter Violeta ein Denkmal gesetzt. Die würde in ihrer Bescheidenheit nie sagen, s i e habe Diliana entdeckt. Zu keiner Zeit hat sie vom großen Erfolg Neschka Robewas etwas abhaben wollen. Neid kannte sie nicht. Statt dessen hat sie gesagt, sie würde ihre Tochter nicht wiedererkennen – „wie sie diese Belastung aushält, wie charakter- und standfest sie geworden ist, wie willensstark, ehrgeizig". Die Zärtlichkeit und Liebe der Mutter hat Diliana Georgiewa immer sehr beeindruckt. Gleichwohl glaubt sie, sie habe alles vom Vater geerbt. „Ich wußte", hat er einmal gesagt, „meine Tochter wird sich nie blamieren. Was sie auch anpackt, sie führt alles zu Ende, nichts ist ihr zuviel." Und genauso ist er selbst. Ein Hansdampf in allen Gassen. Er spielte Cello, begann zu malen und schnitzte Figuren aus Holz. Er wurde Turner, Akrobat, Drachenflieger und Jäger... „Diese Ruhelosigkeit hat mir immer unheimlich gefallen", gesteht Diliana Georgiewa. Kein Sitzfleisch haben, keinen Müßiggang dulden, unentwegt etwas tun wollen – vielleicht war auch das ein Stück Familienerbe, das die Primaballerina „Decena" als Wegzehrung mitnahm, wenn sie auszog, um die beste Gymnastin der Welt zu werden. Siebenmalige Welt-, zweifache Europameisterin und vielfach gekrönte Königin bei „Drushba '84"! Und das in nur drei Jahren.

★

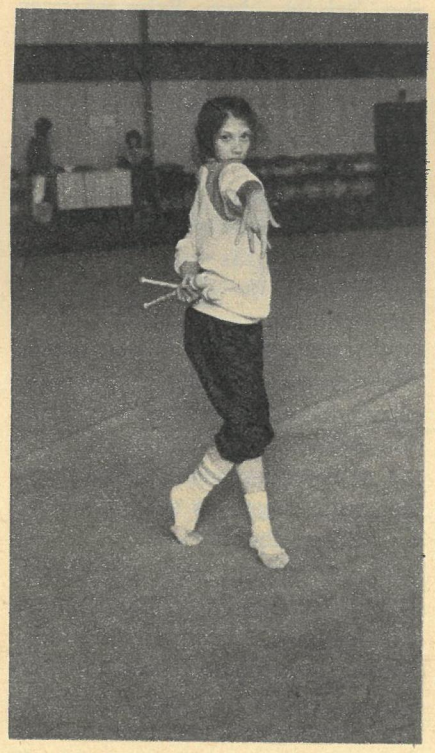
Wir hatten Blumen gekauft und waren zum Sofioter Flughafen gefahren. Alle hatten dort Blumen in der Hand: Mutter und Vater, der Verlobte, die ehemaligen Weltmeisterinnen Iliana Raewa und Anelia Ralenkowa... Sie wußten, womit sie der von einer großen und von pausenlosem Jubel begleiteten Reise zurückkehrenden Diliana eine Freude machen konnten. Blumen sind ihr ein und alles. Schon allein deswegen freut sie sich jedes Jahr auf den 8. März. „An diesem Tag habe ich sie im Überfluß."

Bei „Decena" zu Hause wartete sorgsam zusammengefaltet das weiße Brautkleid. Ihre Hochzeit stand bevor. Die ist inzwischen mit Glanz und Gloria vonstatten gegangen. Es war eine rauschende Ballnacht. Jetzt heißt sie Diliana Klintscharowa. Ihr Mann, und die Sportskanone sieht man ihm an, ist mehrfacher Landesmeister im Modernen Fünfkampf. Als Trauzeugen fungierten Dilianas „Vorbild seit eh und je" Iliana Raewa und der Fußballer Nasko Sirakow. Zum Fußball hat die weltbeste Gymnastin eine „besondere innere Beziehung", wie sie sagt. Deshalb sei es an der Zeit, daß wieder einmal einer, wie einst Gundi Asparuchow, die Herzen höher schlagen läßt und Bulgariens „Sportler des Jahres" wird. Die dauerhafte Verehrung dieses kikkenden Volkshelden, versichert Diliana, habe nichts damit zu tun, daß er bei ihrem Onkel Mischo das Abc des Fußballs erlernte. Für sie war Asparuchow „so etwas wie das siebte Weltwunder".

Die neue Rolle als Ehefrau hat nicht daran schuld, daß Diliana Georgiewa – zwanzigjährig! – dem Sport nun ade gesagt hat. „Ich kenne meinen Mann schon lange, zudem kommt er ja auch aus Pasardshik..." Drei Sommer tanzte sie als die Beste der Welt, hat sich jedoch immer gegen dieses Prädikat gesträubt. „Raewa, Ralenkowa und meine Freundin Ignatowa waren zu keiner Zeit schlechter als ich. Nie war ich traurig, wenn an meiner Statt eine andere gewann. W i r wollten siegen, und nur so ist zu erklären, daß wir unzertrennliche Freundinnen wurden, von denen keine die andere mit Neid betrachtete. Nun sehe ich in unserem Trainingssaal schon meine Nachfolgerin. Sie heißt Welicka Bonewa und wird es noch besser ausfechten als wir. Ihr dabei zu helfen, würde ich am liebsten den ganzen Tag um sie sein."

Vielleicht könnte Diliana ihren Standard halten. „Aber was wäre von mir morgen an Neuem, noch nie Dagewesenem zu bieten? Schon übermorgen käme die Angst, die Entwicklung in unserer Sportart könnte über mich hinwegrollen. Und diese Angst will ich nicht haben." Als Diliana Georgiewa, achtzehnjährig, zum ersten Mal Weltmeisterin wurde, schrieb ihr eine neunjährige Schülerin aus Pasardshik einen Brief und sprach sie mit „Kako Diliantsche" an. Kako ist die achtungsvolle Anrede für ein Mädchen, das älter ist als das sprechende Kind. Drei Jahre später: Diliana ist verheiratet, ihre glänzenden sportlichen Erfolge sind schon so etwas wie eine historische Hinterlassenschaft, jetzt sitzt sie im Hörsaal über Prüfungen, schreibt fast nur Einsen und will einmal, was man ihr auch zutraut, eine gute Trainerin werden. Mit der Bilanz der zurückliegenden Jahre geht sie ohne Überschwang oder gar Selbstherrlichkeit um: „Der Sport hat mich verändert, aus mir einen anderen, reiferen Menschen gemacht. Jetzt kenne ich mich, und was ich alles erfuhr und nun weiß, wird mir das ganze Leben von Nutzen sein."

Zusatzfotos: Karl-Heinz Stana, Emil Mandscharow. Mitarbeiter: Wanja Wlaschka.



„ S i e wird es schon machen, wenn wir abtreten: Welicka Bonewa."

Sie ist die jüngste von sieben Pfarrerskindern. In humanistischem Geist erzogen, schärfte sich bald der Blick der jungen Marie Torhorst für die soziale Ungerechtigkeit der Gesellschaft, in die sie hineinwuchs. Mit Staatsexamen und Doktortitel beendete sie ihr Studium der Mathematik, Physik und Geographie. Jungen Menschen ihr Wissen zu vermitteln und ihnen den Weg ins Leben zu bahnen – das war ihr Ziel. Als erster weiblicher Minister wirkte sie nach dem Krieg in Weimar, hohe Auszeichnungen wurden ihr zuteil: Verdienter Lehrer des Volkes, Karl-Marx-Orden, Ehrenspange zum Vaterländischen Verdienstorden in Gold. Mit 92 Jahren begann Professor Dr. Marie Torhorst ihre Erinnerungen niederzuschreiben. Wenn sie in diesem Jahr im Dietz Verlag erscheinen, hat sie ihr 97. Lebensjahr vollendet.

Eine Schule fürs Leben

Ich war 1928 Mitglied der SPD geworden, hatte mich der SPD-Opposition angeschlossen und war aus der Kirche ausgetreten. Mein Hauptziel innerhalb der SPD sollte sein, vor allem unter den Jungsozialisten und den SAJlern die Wahrheit über die Sowjetunion zu verbreiten und sie mit wichtigen Schriften von Marx, Engels und Lenin bekannt zu machen.

Von meiner Schwester Adelheid hatte ich erfahren, daß es in Berlin-Neukölln eine weltliche höhere Schule gab, in der sich Arbeiterkinder auf die Reifeprüfung vorbereiten konnten, um anschließend zu studieren. Als Funktionärin der weltlichen Schulbewegung war sie mit dem Direktor dieser Neuköllner Schule, dem Schulreformer Fritz Karsen, häufig zusammengekommen. Im Einvernehmen mit ihm wurde ich Ostern 1929 als Studienrätin an der Neuköllner Schule eingestellt.

Ich war Klassenleiterin einer Untertertia und behielt diese Klasse von 1929/30 bis zum Ende des Schuljahres 1931/32. Die Schüler und Schülerinnen kamen als 14jährige Absolventen aus den weltlichen beziehungsweise Gemeinschaftsschulen verschiedener Berliner Bezirke. Ihre Wißbegier und ihr Arbeitseifer waren erstaunlich. Demzufolge gab es sehr gute Unterrichtsergebnisse.

Zu dem Neuköllner Schulkomplex, ab 1929 Karl-Marx-Schule genannt, gehörten auch die sogenannten Arbeiter-Abiturienten-Kurse. Sie wurden von jungen Arbeitern besucht, die von ihrer Gewerkschaft oder von einer der Arbeiterparteien als für ein späteres Studium besonders geeignet vorgeschlagen waren. Ich unterrichtete dort im Fach Geographie und später auch in Geschichte, nachdem ich von Fritz Karsen auf Grund meiner Kenntnisse von der marxistischen Geschichtsauffassung die entsprechende Erlaubnis erhalten hatte. Als Lektüre benutzten wir unter anderem bestimmte Abschnitte aus dem ersten Band des „Kapital" von Karl Marx, zum Beispiel aus dem Kapitel „Das Geheimnis der ursprünglichen Akkumulation".

Eine neue Welt

Meine Freizeit war durch die Leitung der Neuköllner Ortsgruppe der Allgemeinen Freien Lehrergewerkschaft Deutschlands ausgefüllt, die ich im Jahre 1929 gegründet hatte, zusammen mit dem Volksschullehrer und Genossen Robert Alt. In unseren Gewerkschaftsversammlungen berichtete ich regelmäßig über die Entwicklung des Schulwesens in der Sowjetunion, mit dessen Studium ich schon in Bremen begonnen hatte, gestützt auf die Lektüre sowjetischer pädagogischer Zeitschriften, die mir der Kommunistische Literaturvertrieb zur Verfügung stellte. Begreiflicherweise tauchte bei mir der Wunsch auf, mich an Ort und Stelle genauer über das sowjetische Schulwesen zu informieren. Auf meine Bitte stellte die Lehrergewerkschaft für mich die Verbindung zur sowjetischen Lehrergewerkschaft in Moskau her; einige der mit mir befreundeten kommunistischen Genossen, die ich bei Gelegenheit meiner regelmäßigen Besuche im KPD-Literaturvertrieb kennengelernt hatte, unterstützten mich bei meinen Vorbereitungen auf die geplante Studienreise. Die Moskauer Lehrergewerkschaft war bereit, mir einen fünf- bis sechsmonatigen Studienaufenthalt zu ermöglichen. Die Kosten für die Zeit vom Mai bis Oktober 1932 – monatlich 250 Mark – übernahm ich selbst.

Anfang Mai 1932 konnte ich mit meinen Studien in Moskau beginnen. Für meine 250 Mark stellte mir die Moskauer Lehrergewerkschaft Unterkunft und Verpflegung im zentral gelegenen „Grand Hotel" zur Verfügung. Meine persönliche Betreuung übernahm die Kollegin Bjelobscheskaja, der junge pädagogische Wissenschaftler Gaissinowitsch unterstützte mich bei meinen Studien.

Unvergeßliche Eindrücke gewann ich sogleich nach meiner Ankunft in Moskau. Am ersten Abend ging ich zu später Stunde vom „Grand Hotel" aus durch die umliegenden Straßen und kam auf den Roten Platz. Hoch über dem Kreml, dem Sitz der Sowjetregierung, erblickte ich vor dem dunklen Nachthimmel das riesige rote Banner, von Scheinwerfern angestrahlt. Ich war überwältigt. Die starke Erregung trieb mir Tränen in die Augen. Hatte sich Jahre zuvor eine neue Welt vor mir aufgetan als Ergebnis meiner theoretischen Studien, so geschah das hier auf andere Weise. Das Symbol der sozialistischen Wirklichkeit im Lande Lenins blieb mir stets vor Augen und festigte in mir die Gewißheit, daß auch in Deutschland die Arbeiterklasse schließlich den Sieg erringen würde.

Diese Perspektive wurde von Laienkünstlern in einer Aufführung dargestellt, die ich kurz darauf erlebte. Sie bewies mir, wie deutlich unsere sowjetischen Freunde die große Gefahr erkannt hatten, die in Deutschland durch den Faschismus heraufbeschworen wurde. Auf der Bühne war zunächst eine der damals in Berlin üblichen Saalschlachten zu sehen, wobei die Rotfrontkämpfer mit ihren roten Fahnen vor der Übermacht der Nazihorden zurückweichen mußten. Im Schlußbild wurde symbolisch die Vertreibung der Nazis gezeigt, ein Meer roter Fahnen in den Händen der siegreichen Kommunisten beherrschte die Bühne. Ich erinnerte mich dabei an Versammlungen der Hitlerjugend in Neukölln, die ich immer wieder mit einem Häuflein meiner älteren Schüler, Mitgliedern der Sozialistischen Arbeiterjugend und des Kommunistischen Jugendverbandes, besuchte. Meine Schüler traten stets mutig in der Diskussion auf, konnten sich aber niemals durchsetzen.

Platz für Kinder

Interessante Eindrücke gewann ich während meiner ersten längeren Wege und Fahrten durch Moskau. Über die Straßen waren rote Spruchbänder gespannt: „Wir erfüllen den Fünfjahrplan in vier Jahren". In den stets überfüllten Straßenbahnen machten die Erwachsenen ihre Sitzplätze frei, sobald Schulkinder einstiegen. Auch bei solchen Gelegenheiten erinnerte ich mich an Berlin. Wenn wir abends nach unseren Schulwanderungen todmüde aus der Umgebung Berlins zurückfuhren, stiegen oft elegante, aufgeputzte Damen in Stöckelschuhen ein und verlangten von meinen Schülern mit herrischen Worten deren Sitzplätze. Ich verbot meinen Schützlingen aufzustehen und wies die Bourgeoisfrauen in ihre Schranken. Meine Schüler wußten natürlich genau zu unterscheiden und verhielten sich ihren Eltern und anderen älteren Menschen gegenüber hilfsbereit und aufmerksam.

Aus den ersten Wochen in Moskau ist mir der Besuch zweier Ausstellungen im Gedächtnis geblieben. Die größere Ausstellung hatte die Geschichte Rußlands zum Inhalt. Man wanderte sozusagen durch die Epochen. Zur Rechten des langen Hauptganges waren Dioramen zu sehen mit Darstellungen aus dem verschwenderischen Leben der herrschenden Klassen. Zur Linken sah man erschütternde Bilder über das Leben der gequälten unterdrückten Volksmassen, vor allem der Bauern, und gewann einen Einblick in den Kampf der Arbeiter, sah dokumentarisches Material über ihre blutig niedergeschlagenen Revolten und Streiks. Ich fand auch bald Verbindung zu einigen sowjetischen Bürgern und lernte dadurch die Lebens- und Arbeitsbedingungen der Menschen beim sozialistischen Aufbau kennen. Es war eine rauhe Wirklichkeit, mit der meine bisher vorwiegend auf theoretischen Erkenntnissen beru-

Fortsetzung auf Seite 27

FREIE WELT
1986

Die Udehen

Liebe FREIE WELT!
Bitte berichten Sie doch einmal in Ihrer Sammelserie „Völkerschaften der UdSSR" über das fernöstliche Volk der Udehen. Hat dieses kleine Volk überhaupt eine Schriftsprache?

Renate Zander,
Magdeburg

Nach der letzten Volkszählung von 1979 gibt es in der Sowjetunion 1600 Menschen, die ihrer Nationalität nach Udehen sind. Sie sprechen eine tungusomandschurische Sprache, seit Ende der dreißiger Jahre haben sie eine Schriftsprache. Entwickelt wurde sie von Dshansi Kimonko, dem ersten udehischen Schriftsteller.

**Die Udehen leben an den Hängen beiderseits des Sichote-Alin-Gebirges, in Siedlungen, die über ein großes Territorium des Primorski Krai (Primorje) und des Chabarowski Krai (Chabarowsk) in der RSFSR verstreut liegen;
Hauptstrom ist der Ussuri.**

Viele Udehen, besonders die Jäger und Fischer, tragen auch heute noch die traditionelle, mit Ornamenten verzierte Kleidung der Amurvölker. Fischhaut und Rentierleder allerdings wurden von Seiden- und Baumwollstoffen abgelöst.

Udehen — woher, wohin?

17./18. Jh. Die Udehen formieren sich als eigenständige Völkerschaft aus Teilen mandschurischer und tungusischer Stämme im Raum zwischen Ussuri, Amur und Pazifik.

Zweite Hälfte des 19. Jh. Die Udehen erhalten von chinesischen Händlern Gewehre, stählerne Messer, Beile. Dadurch wird ihre Arbeit, vor allem die Jagd, ergiebiger. Zugleich geraten die im Geldverkehr völlig hilflosen Jäger in immer stärkere Abhängigkeit von den „fremden Männern". Der übliche Preis für eine Nadel ist ein Nerz-Pelz, für einen gußeisernen Kessel sind so viel Zobelfelle zu zahlen, wie er faßt. Es kommt nicht selten vor, daß die Udehen ihre Frauen oder Mädchen als Haussklaven verkaufen müssen.

1860 Das Ussuri-Gebiet wird an Rußland angeschlossen. Damit kommen die Udehen unter die Ausbeutung vorwiegend russischer Kaufleute, die die Jäger gleichfalls betrügen, wo sie nur können. Zugleich haben die Udehen den Jassak zu zahlen, eine Steuer in Naturalform: im Jahr drei Zobel pro Jäger.

1870/1910 Mehrfach wird das Gebiet am Ussuri von Pocken-Epidemien überzogen. Der „schwarze Tod" dezimiert die Udehen stark, ganze Sippen sterben aus.

1906/07 Der berühmte russische Forscher Wladimir Arsenjew trifft bei seinen Reisen durch das Sichote-Alin-Gebirge auf udehische Siedlungen. Später schreibt er sein Werk „Die Waldmenschen vom Udehenstamm", eine der ersten wissenschaftlichen Schilderungen über diese Völkerschaft.

1918/25 Im Fernen Osten Sowjetrußlands toben der Bürgerkrieg und der Kampf gegen die japanischen Okkupanten. Die meisten Udehen verhalten sich in Unkenntnis der Ereignisse neutral. Einige helfen der Roten Armee als Pfadfinder.

1926/28 Kommissare der Sowjetmacht für den Schutz der nationalen Minderheiten helfen dem kleinen Volk, sich an das Leben im Land anzuschließen. Die meisten udehischen Jäger treten der staatlich organisierten Genossenschaft „Integral" bei, der sie ihre Waren verkaufen, um dafür Lebensmittel, Geräte, Waffen und Munition zu erhalten. Dabei erfahren sie zum ersten Mal den wahren Wert ihrer Pelze, Fische und Ginseng-Wurzeln. Zugleich lernen die Udehen den Gartenbau.

1935/37 Bei den Udehen entstehen die ersten Kolchosen. Die Artels kaufen neue Waffen und moderne Boote. Damit erhöhen sich die Einkünfte beträchtlich. Die Jäger werden seßhaft. In den nach und nach entstehenden Dörfern errichtet die Sowjetmacht Schulen, medizinische Betreuungsstellen und ständige Verkaufseinrichtungen. Die ersten udehischen Lehrer und Ärzte werden ausgebildet.

1951 Den udehischen Jägern wird die Sondergenehmigung erteilt, 200 Zobel zu jagen, für alle anderen gilt strenges Jagdverbot. Diese Sondergenehmigung dient der Unterstützung der udehischen Bevölkerung, für die die Pelztierjagd einer der Haupterwerbszweige ist.

Ende der fünfziger Jahre Wie bei allen kleinen Völkerschaften Sibiriens und des Fernen Ostens beginnt der Kampf gegen das Trachom, eine chronische eiterige Bindehautentzündung, an der viele Menschen erblinden. Es werden zahlreiche Hygienemaßnahmen durchgesetzt. In wenigen Jahren ist das Trachom als Massenerkrankung ausgemerzt.

Sechziger Jahre Die Udehen beginnen, sich mit dem Ackerbau zu beschäftigen, pflanzen Kartoffeln, Getreide, Kohl. Man hatte das Volk der Jäger an die Bodenbearbeitung über die begehrten Tabakpflanzen herangeführt.

Siebziger Jahre Die Wissenschaftler sind der Ansicht, daß der Ussuri-Tiger – auch Amur-Tiger genannt – dank der Schutzmaßnahmen nicht mehr vom Aussterben bedroht ist.

1985 Das Fernöstliche Institut für Hydrotechnik und Melioration entwickelt gemeinsam mit dem Fernöstlichen Reis-Institut eine Technologie für den Reisanbau auf Torfböden an einem Nebenfluß des Ussuri.

Ein gieriger Bauch
wirft den Menschen um.

Alt-Udehische Bräuche

- Jede Sippe hatte ihr eigenes Feuer. Das Recht, es aus der Behausung zu tragen, hatten nur männliche Sippenverwandte.
- Weit verbreitet war die gegenseitige Hilfe innerhalb der Sippe. Alte, Kranke und andere nicht arbeitsfähige Personen konnten unbedingt auf die Hilfe ihrer ganzen Sippe rechnen.
- Die Sippenangehörigen waren zur Ausübung der Blutrache verpflichtet. Feuerwaffen kamen nicht zum Einsatz, aber auf dem Territorium der feindlichen Sippe war das Wassertrinken verboten, das Jagen und das Fischefangen; Frauen und Kinder waren unantastbar.
- Unter den Udehen gab es viele, die ihr ganzes Leben lang Junggesellen blieben, da es ihnen unmöglich war, das Brautgeld (Tori) aufzubringen, das für eine Frau zu zahlen war.
- Viele Udehen, besonders die Tasen, hatten von den Chinesen die Hochzeitszeremonie der „gemeinsamen Tasse" übernommen. Zum Ende des Festmahls, das oft mehrere Tage dauerte, trug dann der Bruder die Braut auf den Schultern aus der Behausung und übergab sie dem Bräutigam.
- In der Religion der Udehen ließen sich folgende drei Elemente unterscheiden: Der Kult der „Herren der Natur"; der Tierkult; der Schamanenkult. Unter den „Herren"-Geistern war Bua der am meisten verehrte, er galt als Geist und „Hausherr" der Taiga und des Weltalls; bei den Tierkulten stand der Tigerkult an erster Stelle, der Tiger galt als heilig; der Schamanenkult war bei den Udehen weit verbreitet, er wurde sowohl von Männern als auch von Frauen und Mädchen betrieben. Zu den wichtigsten Schamanenritualen gehörte die „Heilung" von Kranken.
- Bei den Udehen gab es vier Bestattungsarten: Man ließ entweder die sterblichen Überreste im Walde liegen, den wilden Tieren zum Fraß, oder man bestattete die Toten auf Bäumen, oder man legte sie in Särge, die man auf die Erde stellte, umgeben von einer kleinen Grabhütte. Am verbreitetsten jedoch war auch schon in alten Zeiten die Erdbestattung.

Gisela Reller

Altes udehisches Lied

Möwe, Möwe! Nimm mich mit,
trag auf Flügeln mich von hier.
Hin zum Meere will ich ziehn,
wo ein gutes Mädchen lebt.
Vogel, Vogel! Nimm mich mit,
Bogen habe ich und Pfeile,
treff' als Schütze stets mein Ziel,
wenn Verfolgung uns bedroht...

Solche uralten Lieder gelten nur dann als gut vorgetragen, wenn aus den Kehllauten die Stimmen der Vögel, das Heulen des Windes, das Plätschern des Baches herauszuhören ist...

art zum Hunderennen, dem Nationalsport der Udeche, den sie im Winter zu Beginn der Jagdsaison betreiben

1930: Udehische Schmiede sind kunstfertige Meister im Anfertigen von Nasenringen. – Jung und alt raucht, um die Stechmücken zu vertreiben.

„Die Udeche leben in vollkommen patriarchalischen Verhältnissen. Der Stammesälteste ist noch immer der eigentliche Herr, freilich geht die Sowjetisierung auch hier, ebenso wie bei den Tungusen und Ostjaken*, rasch vor sich. Der Schamane, der Zauberer, hat bereits schwer mit der jungen Generation zu kämpfen. Die Udeche waren bis vor kurzem die wehrlosen Opfer chinesischer Schmuggler und ihrer russischen Helfershelfer. Genauso wie es den Samojeden** und anderen Jägervölkern erging, nahm man auch ihnen für Schnaps und Tand ihre kostbare Jagdbeute ab. Diese Dinge haben sich in den letzten Jahren grundlegend geändert. Es ist zu hoffen, daß es den Sowjets gelingen wird, das Aussterben dieses ungemein interessanten Volkes zu verhindern."

Aus: A-I-Z (Arbeiter-Illustrierte-Zeitung) Nr. 52 von 1930

* Die Ostjaken heißen heute Chanten
** Die Samojeden heißen heute Nenzen

Interview

Der Moskauer Ethnograph Dr. Wladillen Tugolukow hat jahrelang Forschungen unter den kleinen sowjetischen Völkerschaften Sibiriens und des Fernen Ostens betrieben, er ist Autor mehrerer interessanter Bücher auf diesem Gebiet. Mit ihm sprach Harry Gelhaar.

Die jüngste Volkszählung von 1979 ergab, daß es 1600 Udehen gibt. Gehören dazu auch die in der Sowjetunion beheimateten Tasen?

Ja. Die Tasen sind Udehen, die sich lange schon mit den in diesem Gebiet lebenden Chinesen vermischt haben.

In älteren Quellen werden die Udehen oft als mandschurische Völkerschaft bezeichnet, in neueren oft als tungusischsprachige. Was stimmt?

Es unterliegt keinem Zweifel, daß die ethnische Herausbildung der Udehen als Völkerschaft von tungusischen Zuwanderern aus nördlicheren Gegenden bestimmt wurde. Schon ihre Selbstbezeichnung – Ude oder Udege – widerspiegelt den im 17. Jahrhundert am Amgun, einem linken Nebenfluß des Amur, verbreiteten tungusischen Sippennamen Udagir. Es war für mich während meiner Arbeiten bei den Udehen geradezu überraschend, wie viele Gemeinsamkeiten sie – vor allem in der Sprache – mit den Ewenken, so heißen die Tungusen heute, haben. Dabei wohnen sie aber nirgendwo in unmittelbarer Nachbarschaft mit ihnen.

1986: In jeder udehischen Familie kennt man Brot, Gemüse, Milch ... „1939 hatte der Kolchos ‚Jägeraktivist' an der Landwirtschaftlichen Allunions-Ausstellung teilgenommen. Aber wieviel Mühe hatte es gekostet, den Udehen die Bearbeitung des Bodens beizubringen! Noch vor wenigen Jahren hatten die Udehen keine Haustiere, keine Pferde und Kühe gekannt. Als der Kreis das erste Mal zwei Pferde und einige Kühe nach Gwajugi sandte, lief die gesamte Siedlung herbei und staunte sie wie Wundertiere an. Anfangs melkte eine russische Frau das Vieh. Wenn das geschah, versammelte sich um die Melkerin eine so dichte Volksmenge, daß die Frau sich kaum noch rühren konnte. Die Kinder machten einen solchen Lärm, daß die Melkerin den Dorfsowjet bat, während des Melkens eine Wache aufzustellen."

Aus: Julia Schestakowa, Expedition im Urwald, Eine Reise in die Heimat Dersu Usalas

Aber genauso unzweifelhaft ist, daß bei der Entstehung der udehischen Völkerschaft auch Menschen aus südlicheren Gegenden – offensichtlich aus der Mandschurei – teilhatten. Darauf verweisen unter anderem udehische Sagen über die Flucht ihrer Vorfahren von dort, wo sie gegen „Kitaizy" (Chinesen) kämpften. Von den südlichen Vorfahren zeugen auch Worte in der udehischen Sprache, mit denen Affen und Krokodile bezeichnet werden, solche Tiere gibt es aber bekanntlich weder am Amur noch am Ussuri.

Was bestimmte eigentlich früher, vor 1917, die Lebensweise der Udehen?

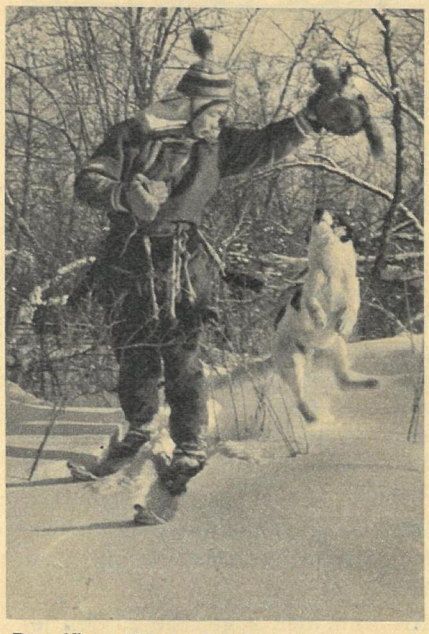
Als Nomaden zogen sie zu den jeweils besten Jagdgründen. Sie lebten in Behausungen aus Zweigen, bedeckt mit Rinde. Als Transportmittel dienten ihnen im Norden Hundeschlitten und ansonsten Boote, ausgehöhlte Baumstämme, die sie selbst auf gefährlichen Bergflüssen, ja, sogar auf dem Meer, geschickt zu steuern verstanden. Wie alle kleinen Völkerschaften Sibiriens litten auch sie immer wieder furchtbar unter dem Hunger.

Gibt es etwas, was die Udehen von den anderen Völkerschaften ihrer Umgebung unterscheidet?

Eigentlich müßte man betonen, daß sie viel Gemeinsames mit ihren Nachbarn – den Ultschen, Negidalen, Nanaiern, Oroken, Orotschen – haben, in ihrer früheren Lebensweise, ihrer Religion ... Aber es gibt doch einen Zug, der sie besonders charakterisiert: ihre starke, geradezu einseitige Ausrichtung auf die Jagd. Selbst den Fischfang betrieben sie früher nicht mit Netz und Reuse, sondern mit Speeren und zugespitzten Stöcken. Sie fingen den Fisch nicht, sie erlegten ihn. Bis heute sind die Udehen die geschicktesten Jäger dieser Gegend.

Wie hat sich ihr Leben nach 1917 entwickelt?

Darin unterscheiden sie sich überhaupt nicht von den anderen kleinen Völkerschaften Sibiriens. Sie wurden seßhaft, wohnen in Blockhäusern, in Dörfern mit elektrischem Strom, mit Internatsschulen, mit medizinischer Betreuung ... Die meisten Udehen blieben jedoch Jäger. Fast jede Familie hat ein großes Jagdgebiet. Doch auch die Udehen haben einheimische Ärzte, Lehrer, Veterinäre. Und auch zwei Schriftsteller: Dshansi Kimonko und Nikolai Dunkaja. Kimonko ist mit seinem autobiographischen Roman „Wo der Supkai schäumt" weit über die Grenzen der Sowjetunion hinaus bekannt geworden.



Der Jäger Wjatscheslaw Kautschuga diente im Großen Vaterländischen Krieg als Panzersoldat der Roten Armee.

Die Zobelseelen

Es lebten einmal zwei Brüder – Kundá und Jegdá. Sie wuchsen und wuchsen bis sie größer waren als die Lärchen, die schon hundert Sommer gesehen hatten. Am liebsten jagten sie Zobel. Sehr bald hatten sie in ihrem Gebiet alle Zobel erlegt. Da begannen sie in den Wäldern der Nachbarn zu jagen. Und sie lachten nur, als die Alten ihnen vorhielten, daß kein Udehe seinem Nachbarn etwas stehlen dürfe. Als sie alle Zobel erschlagen hatten, wollten sie noch den Geist der Zobel fangen. Er sollte, wie die Alten erzählten, ein Tier sein, zehnmal größer als die anderen Zobel. Doch nur Onku, der Geist der Berge, wußte, wo er zu finden sei.

Also erkletterten Kundá und Jegdá den höchsten Gipfel, wo Onku saß und aus einer riesigen Pfeife rauchte. „Wo können wir den Geist der Zobel finden, Onku?" fragten ihn die Brüder. – „Ihr habt alle Zobel auf der Erde erschlagen", sagte zornig der Berggeist. „Ihre Seelen sind nun im Himmel. Dorthin ist auch der Geist der Zobel gegangen. Er kehrt erst auf die Erde zurück, wenn es dort wieder Zobel gibt." – „Und wie können wieder Zobel auf die Erde kommen?" fragten die Brüder. – „Wenn ihr im Himmel Zobel jagt, fliegen ihre Seelen auf die Erde und verwandeln sich wieder in lebendige Tiere", sagte der Berggeist. „Doch den Geist der Zobel werdet ihr trotzdem nie erjagen." – „Das werden wir ja sehen", sagten die Brüder hochmütig. Dann flochten sie aus Gestrüpp ein langes, langes Seil, das von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang reichte. Die Brüder banden einen mächtigen Haken daran, warfen ihn an den Himmel und bogen diesen herunter. Kundá wickelte das Seil um einen Berg, dann stiegen beide in den Himmel. Sie begannen zu jagen und erschlugen mehr Zobel als Sterne am Himmel stehen. Eines Tages aber wollten sie zur Erde zurück. Sie suchten die Stelle, wo sie Himmel und Erde verbunden hatten. Doch sie konnten sie nicht finden. Seitdem jagen sie dort oben. Der Pfad, den sie gehen, ist am ganzen Himmel zu sehen.

Aus dem Russischen von Harry Gelhaar

Lieblingsessen der Udehen...

... seit eh und je – „Sbulima": feingehacktes gekochtes Fleisch, mit Elchfett übergossen.

★

Rohes Knochenmark.

★

„Tala": In zwei Hälften zerlegter Fisch, von dem das Rückgrat entfernt wird und die Gräten herausgelöst sind. Der Fisch wird in kleine Scheiben zerschnitten, roh und ungesalzen gegessen.

★

„Jukola": von Sonne und Wind getrockneter Fisch.

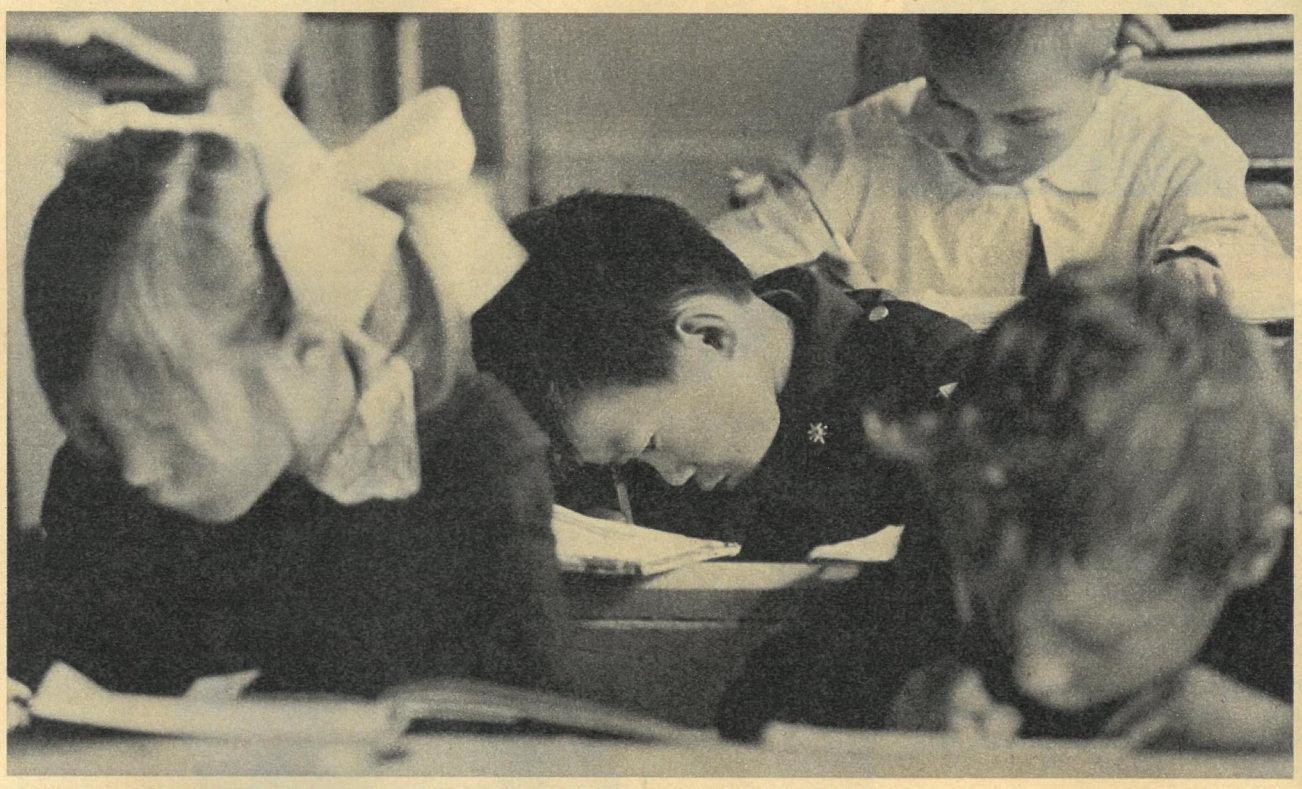
Gefährlich ist nur der Schatun

„Nein, nein! Ich würde nie im Leben einen Tiger schießen!" Susan Geonka, der drahtige Jäger, steht vom Boden auf und setzt sich an den Tisch. „Kein Udehe würde das tun. Ist auch nicht nötig. Ein Tiger greift nie einen Menschen an. Dazu ist er zu schlau, er weiß, daß der Mensch stärker ist. Selbst wenn er verfolgt wird, hält er die Jäger nur auf. Er holt ihnen nachts die Hunde vom Feuer weg, stiehlt ihnen die Jagdbeute. Aber angreifen, nein, das tut er nicht."

Susan ist es nicht gewohnt, auf hochbeinigen Stühlen zu sitzen. So hockt er sich wieder im gemütlichen Schneidersitz auf die Dielen. Ljankui bleibt am Tisch. Er ist zu alt, dauernd den Sitz zu wechseln. Er muß wohl über die siebzig sein. Wer weiß das schon? Keiner hat seine Geburt registriert. Auch Susan kann nur annehmen, daß er selbst knapp über fünfzig ist. Aber beide wissen genau, daß sie unter freiem Himmel in der Taiga geboren sind. Denn zur Geburt eines Kindes hatten die Udehenfrauen die Hütte zu verlassen und – gleich bei welchem Wetter – draußen sich und ihr Kind gegen die Geister zu verteidigen. So hart waren im vorrevolutionären Udehenland die Bräuche und – die Schamanen.

Der alte Ljankui berichtet, was er von seinem Vater hörte: Eine alte Frau hat mal einem Tiger einen Dorn aus der Pfote gezogen. Dafür hat der ihrer Sippe die Tiere zugetrieben. Sie brauchte nie mehr zu hungern. Keiner lächelt über die Erzählung. Offenbar treffen hier der alte Kult und die junge Sorge um den vom Aussterben bedrohten Armurtiger zusammen. Woanders hörten wir, daß der gestreifte Räuber auch Menschen angefallen haben soll. Hier läßt das niemand gelten, hier ist der Tiger noch immer so etwas wie ein heiliges Tier.

Susan setzt sich wieder auf den Stuhl. „Weißt du, welches das gefährlichste Raubtier in der Taiga ist? Der Schatun!" Das ist ein Bär, der sich im Herbst nicht genug Speck anfressen konnte, und im Winter seine Höhle verläßt, um Nahrung zu suchen. Wahnsinnig vor Hunger fällt er auch Menschen an. Susan hat es selbst erlebt. „Ich fand einmal die Fährte eines Schatun, ganz frisch war sie. Und plötzlich kommt er hinter einer starken Fichte hervor..." Der Jäger riß sein Gewehr herunter, warf sich zur Seite in den Schnee und feuerte. Der erste Schuß traf den Bären vorn in den Hals, der zweite zerschmetterte ihm das Genick. Aber alte Zeiten hin, Jagdgeschichten her, man muß doch den Gästen erst mal zeigen, wie wir leben. „Also, Genossen, das Dorf Krasny Jar am Bikin, einem Ussuri-Nebenfluß, hat 687 Einwohner. Etwa die Hälfte sind Udehen. Überzeugt euch, Genossen, jede Familie hat hier ihr warmes Blockhaus. Noch eins oder auch zwei stehen in ihren Jagdgründen. Die Geonkas sind vier Jäger – die Eltern und zwei Söhne –, sie haben ein Waidrevier von 30000 Hektar (!) in den Bergen, wo sie Zobel, Nerze, Eichhörnchen, Elche, Hirsche, Wildschweine erlegen. Und, seht es euch genau an, liebe Gäste, jede Familie hat ihr Boot mit Motor. Das sind die Taiga-Autos. Mit ihnen fährt man zum Einkauf in die Stadt, Verwandte besuchen, auf Jagd. Hier ist das Krankenhaus. Zehn Betten und ein Kreißsaal, drei Krankenschwestern. Die Ärztin ist Udehin! Aus unserem Dorf stammen noch fünf Ärzte, sie arbeiten in der Stadt. Da drüben, das ist ein Sägewerk, darin arbeiten die Jäger während der Schonzeit der Tiere beim Bootsbau. „Was die Udehen auch von Beruf sein mögen, sie bleiben Jäger."



Die Kinder der udehischen Jäger werden kostenlos in Internaten betreut.

Susan setzt sich wieder an den Tisch. „Mein Ältester ist zwei Jahre zur See gefahren. Es zog ihn hierher zurück. Mein Jüngster ist Schlosser. Aber am wohlsten fühlt er sich in der Taiga. Dabei ist er taubstumm. Doch in seinen Adern fließt Jägerblut. Scharfe Augen hat er, ich fühle mich geradezu kurzsichtig neben ihm. Und er muß einen sechsten Sinn haben für den Standort des Wildes. Und unsere Arbeit ist sehr geachtet, Genossen. 1200 Zobelfelle liefert unser Sowchos pro Jahr. Weiches Gold, die meisten gehen in den Export. Hier kriegt ein Jäger so seine drei- bis fünftausend Rubel im Jahr. Schreibt genau auf, Genossen, wie die einst verlorenen Waldmenschen am Bikin heute leben..."

Übrigens, in Krasny Jar wohnen Vertreter verschiedener Nationalitäten. Der Bürgermeister ist Nanaier, die Schuldirektorin ist Russin, der Chef des Jagdsowchos ist Udehe. Und Parteisekretär ist der Genosse Sun, er ist Chinese.

Harry Gelhaar

Redakteur: Gisela Reller; Fotos: Alfred Paszkowiak (3), J. Murawin (1), FW-Archiv (1), Karte: Martin Kotsch, Gestaltung: Horst Wustrau

Fortsetzung von Seite 22

Eine Schule fürs Leben

hende Weltanschauung konfrontiert wurde, zumal die Lage im Jahre 1932 infolge vorausgegangener schlechter Ernten sehr schwierig war.

Leider zog ich mir bereits in den ersten Wochen eine Darminfektion zu. Trotz sorgfältiger Bemühungen und der intensiven Betreuung in der für mich zuständigen Poliklinik war das Leiden durch ambulante Behandlung nicht zu beheben. Ich dachte oft, ich müßte nach Berlin zurückkehren, um den sowjetischen Freunden weitere Rücksichtnahmen zu ersparen. Aber es überwog bei mir schließlich nicht nur die politische Überzeugung, daß ich die mir einmal gebotenen Studienmöglichkeiten uneingeschränkt wahrnehmen müsse, sondern auch der persönliche Ehrgeiz gegenüber meinen Berliner Genossen und Freunden, den bis Oktober geplanten Aufenthalt unbedingt zu Ende zu führen. Es war allerdings schwer, denn ich war tage- und wochenlang genötigt, mich ausschließlich mit geröstetem Brot und schwarzem Tee zu beköstigen.

Meine zahlreichen Begegnungen mit sowjetischen Menschen sowie meine theoretischen und praktischen pädagogischen Studien wurden sozusagen umrahmt von einer herzlichen und tiefen Freundschaft, die mich mit einer Mutter und ihrem zwölfjährigen Sohn verband. An einem der ersten Tage in Moskau saß ich abends auf einer der vielen Bänke vor dem Bolschoitheater und las in den Tageszeitungen. Dabei benutzte ich ein kleines, roteingebundenes russisch-deutsches Wörterbuch. Das war einem Jungen aufgefallen. Er setzte sich neben mich, und ich zeigte ihm das Buch. Hocherfreut gab er mir zu verstehen, daß er in seiner Schule angefangen habe, die deutsche Sprache zu erlernen. Darum war er natürlich sehr daran interessiert, sich mit mir anzufreunden, und nahm mich sogleich mit zu seiner Mutter, die mit ihm in einem alten Haus in der Nähe des Roten Platzes ein kleines Stübchen bewohnte. Sie war Reinemachefrau in einem Krankenhaus. Der Stolz auf ihren klugen, fleißigen Sohn Aljoscha und darüber, daß er mich, eine Lehrerin aus Deutschland, mitgebracht hatte, leuchtete ihr aus den Augen. Sie war sehr geduldig, wenn ich mich mit ihr in meinem unbeholfenen Russisch zu unterhalten versuchte.

Selbstverständlich hatte Aljoscha in seiner Schule von mir erzählt und brachte mir eines Tages eine Einladung des Schuldirektors und seiner Deutschlehrerin. Bei den nun folgenden Besuchen in Aljoschas Schule merkte ich, wie wertvoll es für mich war, ein mir bis dahin unbekanntes Schulwesen durch die Vermittlung eines Schulkindes kennenzulernen. Später fand ich ausreichend Gelegenheit, mich auch „von oben her", durch Politiker, Schulfunktionäre und Wissenschaftler, mit der sowjetischen Schule bekannt zu machen.

Zu meinen wichtigsten politischen Erfahrungen gehörten Begegnungen mit Genossen der KPdSU(B). Dabei lernte ich die unerschütterliche Entschlossenheit kennen, mit der sie den harten Lebens- und Arbeitsbedingungen der damaligen Zeit begegneten, um dem Sozialismus in ihrem Lande zum Siege zu verhelfen. Selbstverständlich gab es zu dieser Zeit in der Sowjetunion nicht nur von der Richtigkeit und vom Sieg des Sozialismus überzeugte Menschen. Ich begegnete gelegentlich auch zweifelnden Bürgern, die ihre Unzufriedenheit mit den Lebensbedingungen mir gegenüber nicht verschwiegen.

Viele Möglichkeiten für Gespräche gab es in dem großen Moskauer Erholungspark. An einem Sonntag lernte ich dort eine Frau mit zwei Kindern kennen. Ich spielte ein wenig mit den Kindern, und die Mutter erzählte mir, daß ihr Mann fortgegangen sei und sie allein mit den Kindern zurückgelassen habe. Sie wohnte in der ehemaligen Manege. Das langgestreckte Gebäude war durch Holzbretter, an manchen Stellen nur durch Schränke oder aufgehängte Decken, in Wohnzellen aufgeteilt worden. Die Mutter verfügte über zwei solcher Räume. Einen hatte sie an zwei Schlafburschen vermietet, die ich auch kennenlernte. Sie kamen aus dem Uralgebiet und waren auf einem der vielen Moskauer Bauplätze mit Ausschachtungsarbeiten beschäftigt. Einer der Burschen hatte über seiner Schlafstelle ein kleines Regal angebracht und zeigte mir ein mathematisches Lehrbuch, das er als Prämie bekommen hatte.

Sooft ich die Mutter mit ihren Kindern besuchte, versuchte ich sie von ihren trüben Gedanken abzulenken. Einmal nahm ich sie und die Kinder mit zu einer kabarettistischen Veranstaltung und war glücklich zu sehen, daß die drei fröhlich lachen konnten. Unvergeßlich ist mir auch im Gedächtnis geblieben, wie ich mit ihnen gemeinsam das große Nationalitätenfest erlebte, das alljährlich in Moskau veranstaltet wurde. Die Vertreter jeder Nationalität erschienen in ihren farbenprächtigen Gewändern, führten ihre schönsten Tänze auf und sangen ihre charakteristischen Lieder. Zum Schluß versammelten sich alle beteiligten Volkskünstler auf einer weiträumigen Freilichtbühne, und es umschlang sie ein riesiges leuchtend rotes Banner – ein eindrucksvolles Symbol für die Nationalitätenpolitik des Sowjetstaates.

Die letzten Wochen in der Sowjetunion verbrachte ich auf Einladung der Lehrergewerkschaft in einem ihrer Sanatorien in Karassan auf der Krim am Schwarzen Meer. Ich fuhr allein dorthin, übernachtete in Simferopol, das heißt, ich schlief dort auf einer Bank im Bahnhofsgebäude und wurde von einem Jungen in Milizuniform „bewacht". Auf der Omnibusfahrt nach Karassan lernte ich schon einige der Kurgäste kennen, mit denen ich dann vier Wochen im Sanatorium „Haus Puschkin" verlebte. Unter den etwa 150 Gewerkschaftern – Lehrern, Hausmeistern, Reinemachefrauen, Schuldirektoren – war ich die einzige Ausländerin und wurde außerordentlich verwöhnt. Eine Ärztin behandelte mich dort wegen meiner Krankheit mit besonderer Sorgfalt.

Ich fand Gelegenheit zu vielseitigen Diskussionen über meine theoretischen Studien in Moskau und über die praktischen Erfahrungen der Pädagogen, die aus allen Gebieten der Sowjetunion in Karassan zusammengekommen waren. Dabei erhielt ich einen tiefen Einblick in den spezifischen Charakter des sowjetischen Schulwesens, das sich aus der alten russischen Schule entwickelt hatte, die mit unseren früheren deutschen Schulen nur schwer vergleichbar war.

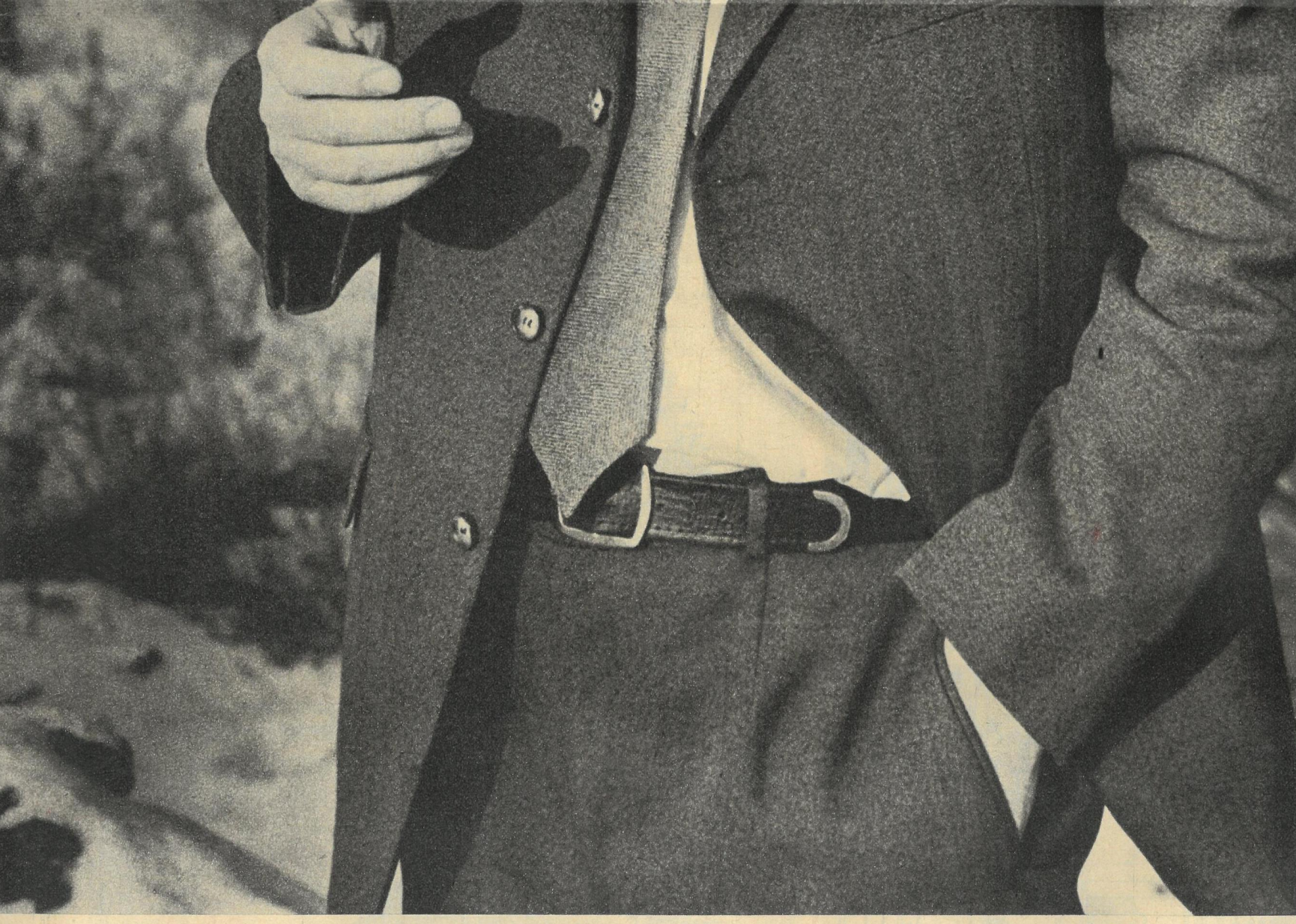
Meinen Studienaufenthalt in der Sowjetunion betrachtete ich als den wichtigsten Abschnitt in meiner politischen Entwicklung. Von dieser Zeit an wurde die politische Arbeit auf der Grundlage der marxistisch-leninistischen Weltanschauung zum Hauptinhalt meines weiteren Lebens. Niemals hätte ich in Deutschland solch eine politische Sicherheit gewinnen können. Niemals hätte ich ohne die in der Sowjetunion gemachten Erfahrungen dem politischen Gegner während der Nazizeit mit solchem Optimismus und mit solch festem politischem Selbstbewußtsein begegnen können. Da mit Beginn der Naziherrschaft die meisten der mir bekannten Kollegen gleich mir aus dem Schuldienst entlassen worden waren, traten die Diskussionen über pädagogische Fragen immer mehr zurück. Auch Publikationen über meine Studien in der Sowjetunion, die meine kommunistischen Freunde nach meiner Rückkehr von mir erbeten hatten, waren nicht mehr möglich. Der illegale politische Kampf stellte uns andere Aufgaben.

Im nächsten Heft:
Geschenke aus dem Zuchthaus

Fotos: Dietz Verlag

Marie Torhorst (oben, 2. v. rechts) mit Schülern der Karl-Marx-Schule und Thüringer Jungsozialisten 1930 in Lauscha.

Achtzehn Jahre war Günter Braatz, als er – eben Mitglied der SED – seinen ersten Parteiauftrag erhielt: die Arbeiter-und-Bauern-Fakultät zu besuchen, um in die Reihen der „neuen Intelligenz“ zu treten. So wurde aus dem Maschinenschlosser der Ingenieur, sein Feld zunächst die Erkundung von Erdgas, ehe er sein Herz für Schienenfahrzeuge entdeckte und sich den Anlagen, Vorrichtungen, Verfahren zum Bau solcher Fahrzeuge verschrieb. Damit war er auf der Strecke einer langjährig bewährten deutsch-sowjetischen Partnerschaft. Unterstützung des sowjetischen Verkehrswesens, Weiterentwicklung des Personen- und Gütertransports unter klimatischen Verhältnissen von minus sechzig bis plus fünfzig Grad – das ist sozusagen ein Dauerauftrag an den Genossen Braatz, der als Abteilungsleiter im Berliner Stammbetrieb des Kombinats Schienenfahrzeugbau sowohl dem technologischen Leitzentrum vorsteht als auch mit Entwicklungsfachleuten und Rationalisierungsmittelbauern der 16 Kombinatsbetriebe direkt zusammenarbeitet.



der 16 Kombinatsbetriebe direkt zusammenarbeitet. Und nun eine Aufgabe, für die sich in der vergleichbaren Industrie der Welt so leicht nichts Vergleichbares findet: Mehr als 22000 Weitstrecken-Personenwagen lieferte die DDR an die Sowjetischen Eisenbahnen – jetzt geht es um die Ablösung des erprobten, mit vielen Einzelverbesserungen ausgestatteten Typs (wie ihn das Foto zeigt) durch ein völlig neues Erzeugnis, ein Fahrzeug neuer Generation. So lautet die Verpflichtung des Kollektivs: Vorfristiger Abschluß der Typenprüfung in der DDR bis 30. April, anschließend Übergabe zur Streckenerprobung an die UdSSR. Der „Erprobungsträger", das ist der Neue, drei Meter länger als sein Vorgänger, neu entwickelt die Drehgestelle, der Innenausbau, das System der Energieversorgung mit kompletter Elektronik. Das verlangt ein gänzlich erneuertes Herstellungsniveau, neue Produktionsverfahren wie die automatisierte, rechnergesteuerte Fertigung ganzer Baugruppen. – Alles in allem eine Aufgabe, die ihren Mann fordert, den Techniker Braatz ebenso wie den APO-Sekretär einer Abteilung von 60 Genossen unter 400 Kollegen. Kämpferischer Optimismus, Vertrauen, kritische Offenheit – so kennzeichnet Günter Braatz die Atmosphäre im engeren wie im weiteren Kreis. „Manchmal freilich" – mit der Andeutung eines Lächelns gesagt – „kommst du dir vor wie auf dem Rollprüfstand für unsere Waggons, wirst von den Anforderungen gerüttelt und geschüttelt." Doch das ist seine Erfahrung, daß die Aufträge der Partei stets übereinstimmen mit dem jeweils Erforderlichen. Diese Überzeugung verleiht jene Standfestigkeit des Kommunisten, von der Wilhelm Pieck einst vor Lehrlingen sprach. Das war 1949 in Halle, bei der Einweihung der ersten zentralen Jugendlehrwerkstätte. Lehrling Günter überreichte Füller und Gästebuch. Genosse Braatz denkt noch manchmal daran.

Hans Frosch (Text)
Detlef Christel (Foto)

XI. PARTEITAG

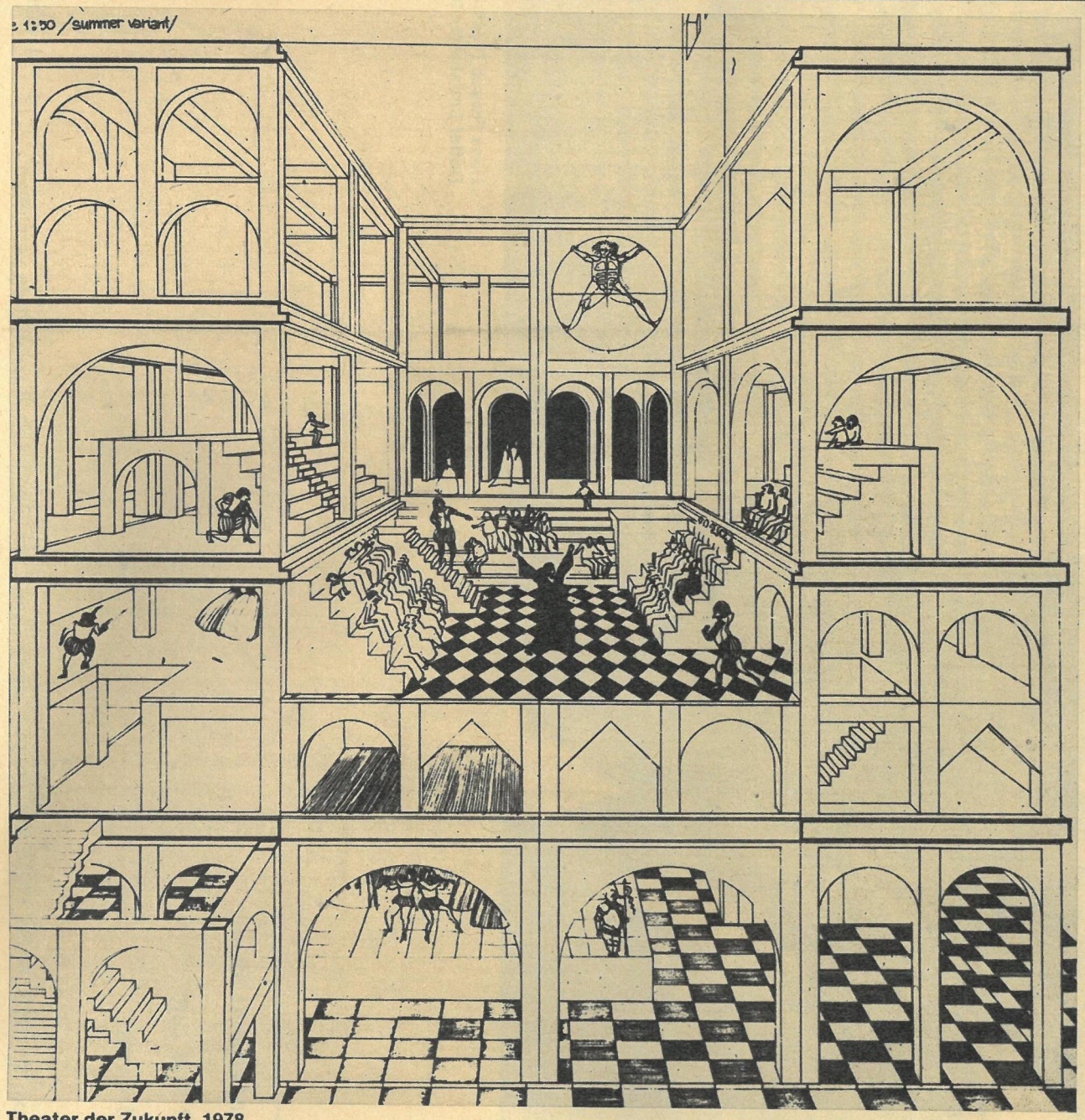
DER AUFTRAG

Wo immer ein Kommunist arbeitet und lebt – er wird konsequent für die Verwirklichung der Hauptaufgabe eintreten, er wird die schöpferische Initiative, eine hohe Einstellung zur Arbeit und zum gesellschaftlichen Eigentum, alle sozialistischen Denk- und Verhaltensweisen aktiv und beispielgebend fördern!

Aus dem Programm der Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands

Jeder sechste Bürger der DDR über 18 Jahre ist Mitglied oder Kandidat der SED. FREIE WELT beschreibt in dieser Serie, wie Genossen ihren Auftrag verstehen.

1. FOLGE



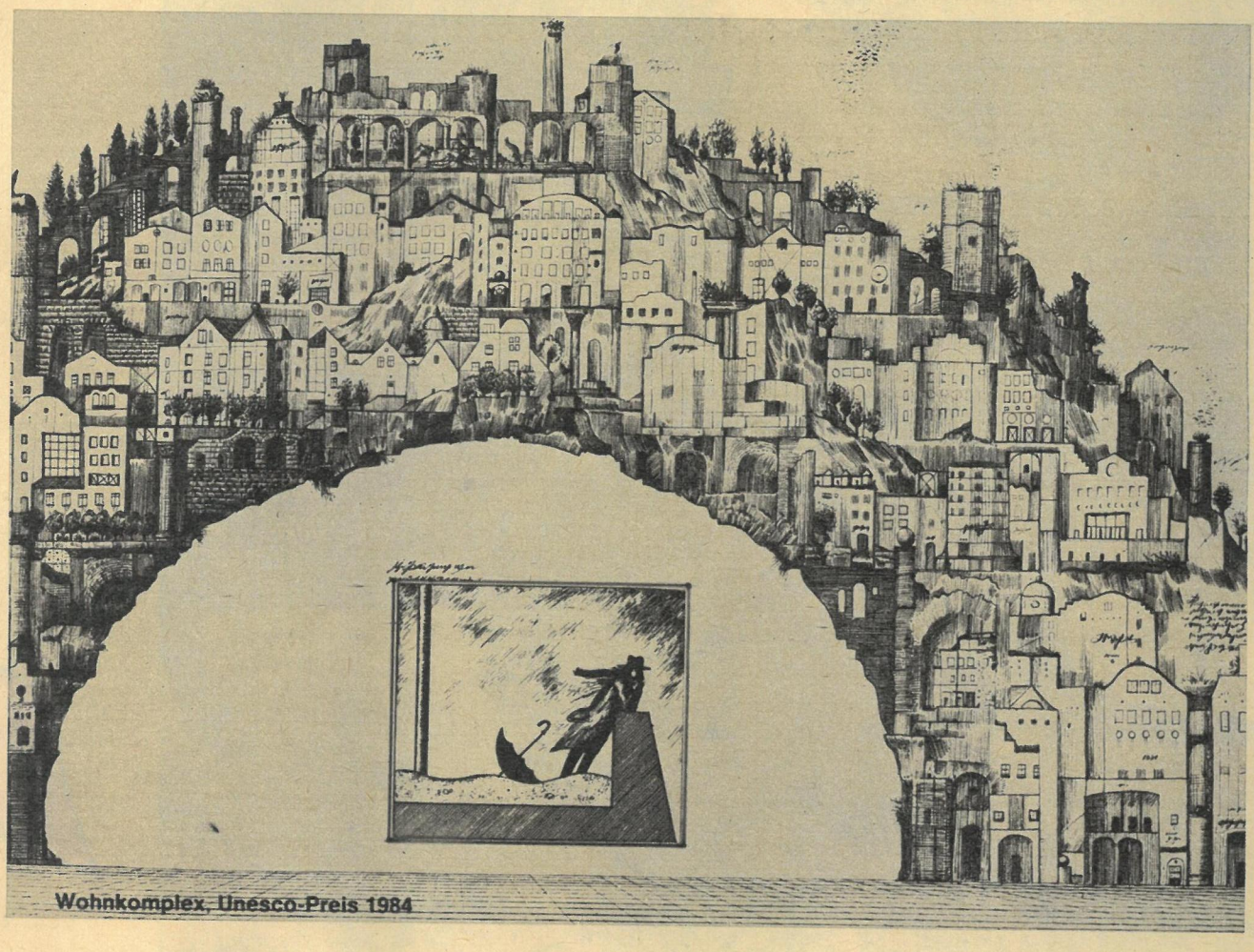
Theater der Zukunft, 1978

Alexander Brodski (links) und Ilja Utkin

B&U

Zwei junge Moskauer Architekten und ihre verrückten Ideen

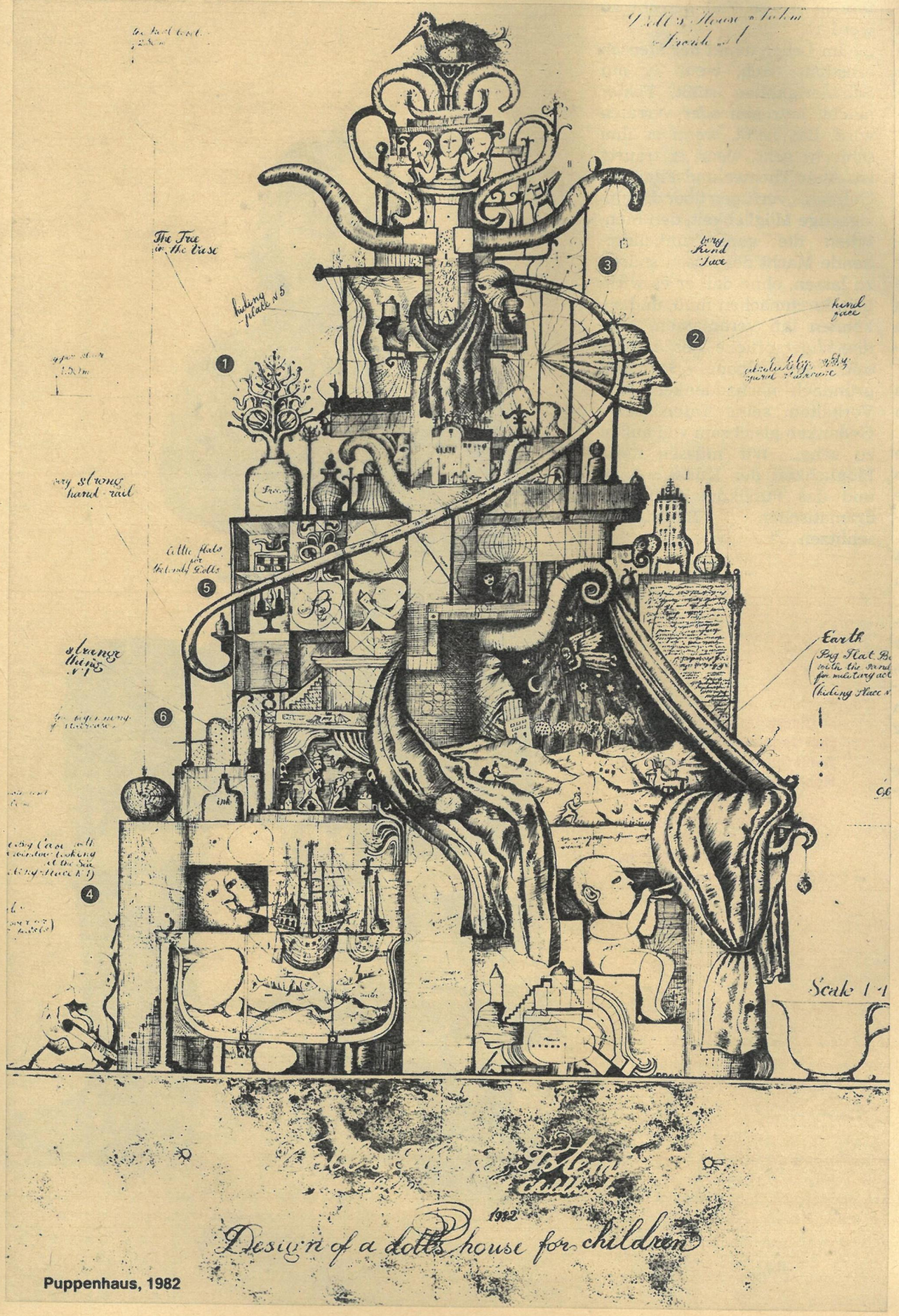
Haben Sie jemals davon gehört, daß sich studierte Architekten mit dem Projektieren von Puppenhäusern befassen? Ich kenne einen Entwurf, der jedes Kinderherz übermütig hüpfen machen müßte. Von den Herzen erwachsen scheinender Leute will ich mal gar nicht reden. Es ist da an alles gedacht, was wir uns für ein ideales Gehäus nur wünschen können: Bäume, die in Blumenvasen wachsen (1), ein freundliches (2) und ein sehr freundliches Gesicht (3), die uns von der Fassade herab gleichbleibend lieblich anlächeln, fünf Schlupfwinkel zum Versteckspielen, ein Theaterchen, ein Zimmer mit Blick aufs Meer (4), ein pausbäckiger Wind, der in die Segel prächtiger Fregatten bläst, Stübchen für einsame Puppen (5) und ein geheimnisvolles „fremdes Ding Nr. 1“ (6), an dem wir herumrätseln können. Damit wir vor lauter Wonne nicht die Wendeltreppe herunterfallen, ist ein solides Geländer vorgesehen. Mit neugierigen Augen werden Sie noch einiges mehr an Komfort entdecken. Gewisse pädagogische Erwägungen müssen die Baumeister bewogen haben, uns auch ein Alphabet und ein Tin-



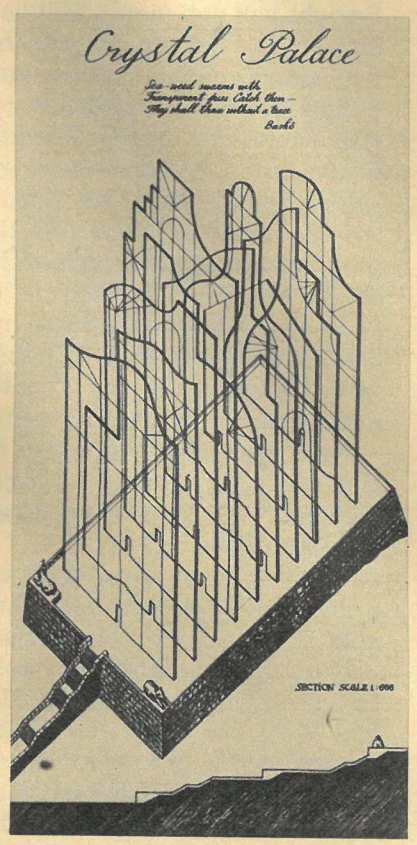
Wohnkomplex, Unesco-Preis 1984

tenfaß unterzujubeln. Damit wir uns auch den ernsthaften Dingen des Lebens widmen. Ernsthaft heitere Leute sind Alexander Brodski und Ilja Utkin, zwei junge Männer um die dreißig. Sie studierten sechs Jahre lang an der Moskauer Hochschule für Architektur und beschlossen, künftig zusammenzuarbeiten. Als Innenarchitekten gestalten sie heute Jugendklubs, Museen, Kindergärten, Cafés, manchmal illustrieren sie Bücher. An der Ausstellung junger Architekten, die der Komsomol und der Verband der Architekten der UdSSR kürzlich in Moskau veranstalteten, beteiligten sie sich jedoch mit ganz anderen Arbeiten. Die waren von der Art des Puppenhauses. Seit einigen Jahren im Schwange, und vor allem von jungen Architekten als Ausgleich zu ihrem viel Sachlichkeit verlangenden Beruf liebevoll gepflegt, ist diese etwas verspielte Mischung von Architektur, Grafik und phantasievoll erläuterndem Text. Internationale Wettbewerbe fordern phantastische oder romantische Entwürfe heraus. Die ausgefallensten Ideen werden nicht abgelehnt, sondern geprüft. Ist nicht gerade beim Spinnen über „Unmögliches“ schon ganz Neues als möglich entdeckt worden? Ihren ersten internationalen Preis gewannen Brodski und Utkin 1978 in Paris mit ihrem „Theater der Zukunft“, zusammengesetzt aus Bauklötzen wie aus einem Holzbaukasten, an jedem beliebigen Ort und in verschiedensten Varianten auf- und abzubauen, bestens geeignet als Wandertheater. Preise erhielten sie auch bei Wettbewerben der japanischen Zeitschrift „Japan Architecture“, von denen sich unterdessen jedesmal bis zu hundert junge sowjetische Architekten herausgefordert fühlen. „Kristallpalast“, „Ein Museum für Steinplastik“, „Gläserner Turm“ und „Das Haus, in dem ich wohnen möchte“ sind Themen, zu denen schöpferische Ideen gefragt waren. Verwirklicht werden solche Projekte wohl nie, doch zum Vergnügen beim Austüfteln und Betrachten und als Anregung zum Weiterdenken eignen sie sich allemal vortrefflich.

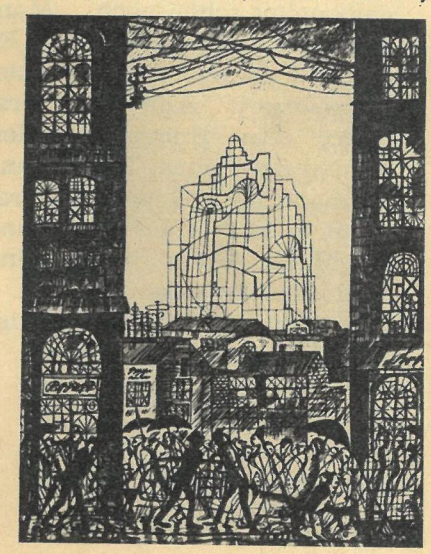
Lisa Klutschewskaja (Text)
Volkmar Billeb (Foto)



Puppenhaus, 1982



Kristallpalast, 1. Preis der „Japan Architecture“ 1982 (oben und unten)



Reproduktionen: Brodski/Utkin

Der erste Tag, da sehen die Textbücher noch sehr unbenutzt aus, und rund um den großen Tisch sitzen Neugier und Spannung, denn die Studenten sind zur Probe bestellt. Was hier beginnt, ist ein Experiment. Intendant Hetterle väterlich-beruhigend: „Ein Brei erweist sich erst beim Essen!“ Spricht von den vielen Möglichkeiten sich auszuprobieren bei der Arbeit an „Sinulja“, wo zum ersten Mal alle Hauptrollen von Absolventen der Berliner Theaterhochschule „Ernst Busch“ gespielt werden und der Schauspieler Klaus Manchen die Regie übernimmt. Eine andere Besonderheit der Inszenierung, er probt doppelte Besetzungen mit Studenten aus dem 2. Studienjahr, damit – für das Theater auch eine Frage der Ökonomie – kein Loch entsteht, wenn im Sommer die „älteren“ jungen Kollegen ihre neuen Engagements antreten.

Die Vorrede ist kurz, allen ein dreifaches Toi gewünscht, dann geht es in den Probensaal. Kahle Leinwandwände, rohe Holzgestelle, harte Stühle, also viel Platz für Phantasie. Heute keine Theorie, Manchen läßt sofort eine Szene versuchen. Gundula Köster die Sinulja, André Eckner der Petrenko, mit dem Buch in der Hand. Der Text, der kommt schon noch… Manchen sitzt nicht etwa still. Er macht Angebote, zeigt Aspekte, improvisiert. Sein Temperament, sein Humor schaffen schnell Spiellaune. Die Brisanz Gelmanscher Gegenwartsdramatik – sie hat auf der Bühne des Maxim Gorki Theaters eine lange, erfolgreiche Tradition – liegt ihm, und es reizt ihn, mit jungen, unroutinierten Leuten ein Stück auf die Bretter zu bringen. Er sieht auf Tempo, übersieht keine falsche Geste, er will sie locker und läßt nicht locker, bis der Satz eben sitzt. „Nichts verzwergeln“ heißt einer seiner lakonischen Aussprüche, dahinter steht der Anspruch, dem Anliegen des Autors in jedem Fall gerecht zu werden.

„… Im Leben denkt der Mensch ernsthaft nach, wenn er auf Schwierigkeiten stößt, Fehler macht, betrogen oder verraten wird, das heißt, wenn es ihm schlecht geht, wenn er traurig ist. Aber Theater und Film“, so Gelman, „verfügen über die einzigartige Möglichkeit, den Menschen die ganze unheildrohende Macht des Bösen spüren zu lassen, ohne daß er es wirklich durchmachen muß, und sie können ihn veranlassen, über die Widersprüche des Lebens und das eigene Schicksal gründlich nachzudenken, sein Verhalten, seine Taten, seine Gedanken gleichsam von außen zu sehen. Wir müssen diese Möglichkeit der Kunst nutzen und das Publikum nicht vor dramatischen Eindrücken schützen…“

Dieses Mädchen, welches sich Ungewöhnliches leistet, heißt Sinulja… und Gundula Köster spielt jene Hauptperson in dem neuen Stück des sowjetischen Dramatikers Alexander Gelman, das im März am Berliner Maxim Gorki Theater Premiere hat.

Die ist doch nicht normal!

Sein neues Stück ist die Geschichte über ein Mädchen, das – weil es sich zu gewissenhaft zu seiner Arbeit verhält – allen auf die Nerven geht! Sinulja, Dispatcherin auf einer Baustelle, verantwortlich für die pünktlichen Zulieferungen von Beton, versieht ihren Dienst sehr selbstsicher, energisch, ganz nach Vorschrift. Bei ihr läuft jeder Tag am Schnürchen, und kommt sie einer Bummelei auf die Spur, so wie diesem Lkw-Fahrer Petrenko, der glatt eine halbe Schicht geschmissen hat, dann schreibt sie eine Aktennotiz. Kein Arg dabei, Ordnung muß sein! Doch plötzlich soll sie abgelöst werden. Fahrlässig habe sie eine Fuhre Beton an die falsche Baugrube dirigiert, Tausende Rubel vergeudet. Nicht nur die Ladung muß auf die Kippe, auch ein frisches Fundament ist futsch, ihretwegen – so behauptet es wenigstens jener Petrenko. Doch was ist wirklich geschehen? Die Pointe sei nicht verraten, nur, daß sich das Mädchen Sinulja verzweifelt und trotzig mitten im Wald auf einen Baumstumpf setzt und erklärt, nicht eher wieder aufzustehen, bis die Wahrheit ans Licht gekommen ist. „Die ist doch nicht normal!" sagen die einen. „Du bringst mir nicht bei, wie ich zu leben habe, du nicht!" schreit sie Petrenko ins Gesicht. Eine extreme Situation, die ihr Kollektiv, ihre Freunde, die Vorgesetzten, ja auch den Mann, den sie liebt, zur Bewährung herausfordert. Überraschend die Lösung des Konflikts, bei dem nicht nur die anderen, auch Sinulja erfahren mußten, wie kompliziert es sein kann, ehrlich und gut miteinander umzugehen. „Ein Theaterabend ist mehr oder weniger ‚eine Pause im Leben'", meinte Gelman einmal, „wichtig ist – und hier liegt die Verantwortung von uns Künstlern – wie gehaltvoll wir diese ausfüllen."

Der fünfte Probentag, da haben die Textbücher schon Eselsohren, die Figuren nehmen langsam Gestalt an, der Regisseur scheint zufrieden, er bewilligt eine Kaffeepause, und die zarte, blondzöpfige, blauäugige Person, ein kleines brennendes Bündel Energie, fachsimpelt feste, noch Sinulja, noch in der Rolle…

Der Vater ist Schauspieler, die Mutter war Tänzerin, Gundula Köster macht keinen Hehl aus dieser „Vorbelastung", trotzdem gab es eine Zeit, da wollte sie lieber Hebamme werden. Sie wurde ein „Baby", so nennt man die, welche sich ohne Abitur oder Berufsausbildung bereits mit fünfzehn an der Theaterhochschule bewerben, mit sechzehn ihr Studium beginnen, mehr Prüfungen als andere ablegen müssen und vielleicht ärger beäugt werden. Doch Intendantenaugen entgeht so leicht nichts. Vera Oelschlegel holte sich die begabte Studentin ins TiP, wo sie dann als Tanja in Tendrjakows „60 Kerzen" erstmals neben Profis auf der Bühne stand, noch heute dankbar für die freundliche Hilfe von Gerry Wolf. Und im TiP wird sie auch die Lisa spielen in „Krieg und Frieden" nach dem Roman Tolstois. Lampenfieber vor der TiP-Premiere im Februar, na klar! All das hat ihr nicht den Kopf verdreht, „ich bin eine Anfängerin". Und wenn Albert Hetterle Gundula Köster demnächst fest in sein bewährtes Ensemble fügt, wird er der gerade zwanzig gewordenen auch nichts schenken. „Ein Glück, die ist doch ganz normal!"

Ursula Weil (Text)
Detlef Christel (Foto)

Marie kam zu mir, erregt und fassungslos. Aber wann war sie das nicht?

„Sie sind mein alter Freund", sagte sie, „wenn ich nicht mehr aus und ein weiß, wende ich mich seit jeher an Sie – wie an ein Orakel. Geben Sie mir einen Rat, aber einen klugen, denn es geht um mein ganzes Leben, und nicht nur um meins."

„Ich fürchte", erwiderte ich, „selbst König Salomo, der das Lied der Lieder schrieb, wäre seines Ruhmes verlustig gegangen, wenn man ihn von vornherein verpflichtet hätte, nur Klugheiten zu sagen. Mich tröstet nur eins: Bei allem, was mit Ihnen geschieht, geht es wenigstens immer um Ihr ganzes Leben."

„Ich werde geliebt, wahnsinnig geliebt", sagte Marie.

„Aber Sie werden doch immer wahnsinnig geliebt", antwortete ich, immer noch scherzend. „Ich glaube, schon an die zwanzig Mal sind Sie zu mir gekommen, um mir ein solches Geheimnis anzuvertrauen."

Marie aber wollte die Ironie in meinen Worten durchaus nicht zur Kenntnis nehmen und fuhr leidenschaftlich fort: „Ach, diesmal ist alles ganz anders als früher. Ich bin endlich jener wahren Liebe begegnet, die ich mein Leben lang vergebens gesucht habe. Eine Liebe, die einen völlig ausfüllt und alle anderen Gefühle und Wünsche auslöscht. Was in Geschichten und Romanen geschrieben steht, erlebe ich jetzt am eigenen Leib. Der mich liebt, kennt nur ein einziges Glück: mit mir und mir zu Willen zu sein. Er liebt mich bis zum Wahnsinn. Wenn ich ihm sage: stirb, würde er sich fünf Minuten später erschießen. Und wenn ich ihm sage: verlasse mich und komm niemals wieder, würde er das gleiche tun!"

Nach diesen enthusiastischen Ergüssen fragte ich: „Wer ist der liebenswerte Irre, der heute die Sitten aus Petrarcas Zeiten wieder auferstehen läßt?"

Nach kurzem Zögern sagte Marie: „Ihr Neffe Wladimir."

Mir gefällt die Regel der Stoiker: sich über nichts zu wundern, nil admirari, doch nach Maries Geständnis fiel es mir schwer, sie zu befolgen. Wenn ich an meinen stillen, bescheidenen Neffen dachte, diesen schweigsamen, fast schüchternen Jüngling, konnte ich ihn mir so gar nicht in der Rolle eines verliebten Orlando vorstellen.

Nach kurzem Nachdenken sagte ich: „Sie glauben doch nicht etwa, Marie, daß ich Wladimir aus Ihrem Zauber befreien und Ihre Romanze hintertreiben möchte? Ich bin zwar alt, aber Gott sei Dank kein Tartuffe, ich freue mich vielmehr, wenn ich sehe, daß junge Menschen tun, was ihnen zukommt; sich zu lieben. Ich kann Wladimir nur beneiden, und Sie schulden mir kein Reuegeständnis."

Marie rang die Hände. Das war so ihre Gewohnheit; täte sie es jedoch auf der Bühne, würden alle sagen, sie spiele unnatürlich.

„Ich bin nicht zu Ihnen gekommen, weil Wladimir Ihr Neffe ist, sondern weil ich einen freundschaftlichen Rat brauche. Bedenken Sie, Wladimir ist zwanzig, ich aber... bin viel älter. Ich bin seine erste wahre Liebe, und alles, was er fühlt, alles, was er sagt, ist so wunderbar! Manchmal lausche ich seinen Worten und weine. Und was kann ich ihm dafür geben? Sie sagten eben lachend, daß ich schon zwanzig Mal zu Ihnen gekommen bin, um Ihnen den Namen meines neuen Liebhabers mitzuteilen. Und wie viele habe ich Ihnen nicht genannt! An mich meinten sich irgendwelche Leute heranmachen zu können, weil ich Schauspielerin bin, sie sagten mir banale Worte über die Liebe, und ich glaubte ihnen mit der Naivität eines jungen Mädchens und gab mich mit ungeteilter Leidenschaft hin! Ohne zu überlegen, überschüttete ich sie mit dem ganzen Reichtum meiner Gefühle. Wenn ich erfuhr, daß man mich erneut betrogen hatte, heulte ich mich halbtot und war vor Verzweiflung wie von Sinnen, aber es brauchte nur der nächste zu erscheinen, schon glaubte ich erneut, es sei der, auf den ich wartete. Ich nahm die letzten Kräfte zusammen, zimmerte aus den kläglichen Überresten eine neue Seele und warf sie abermals in irgendwessen mitleidlose Hände... Und jetzt, da wirklich einer gekommen ist, mir die wahre, einzige Liebe, von der ich immer geträumt habe, darzubringen – habe ich nichts mehr zu geben. Ich bin bettelarm, ich habe rein gar nichts, keine Worte, um seine Geständnisse zu erwidern, keine Lippen, um seine Küsse zu empfangen, keine Hände, um ihn festzuhalten..."

Ich versuchte, Marie zu beruhigen. „Meine liebe Marie", sagte ich, „Sie irren sich, die Seele ist unerschöpflich wie ein bodenloser Brunnen. Antworten Sie sich selber mit aller Offenheit: Lieben Sie ihn? Wenn Sie ihn aber lieben, brauchen Sie keine Angst zu haben, daß Sie sich als Bettlerin erweisen könnten. Die Liebe ist wie das unveräußerliche Goldstück im Märchen. Schade, daß Sie nichts von Mathematik verstehen, sonst würde ich die Liebe mit der Infinität vergleichen: So oft man sie auch teilt, ist jeder Teil doch gleich dem Ganzen."

Meine Trostworte halfen wenig, Marie schüttete mir weiter ihr Herz aus, und das mit einer so traurigen Stimme, daß sie mir ehrlich leid tat.

„Mein Körper und meine Seele sind zu Tode erschöpft. Ich habe keinerlei Gefühle mehr, nur noch eine vage Erinnerung daran. Ob ich ihn liebe? Ich weiß es nicht. Ich möchte ihn lieben, weil ich lange Jahre auf ihn gewartet habe. Aber vielleicht habe ich nicht mehr die Kraft zu lieben. Wladimir gefällt mir außerordentlich – durch seine Liebe, seine Leidenschaftlichkeit! Ich erfreue mich an seinem Anblick – ja vielleicht bete ich ihn sogar an. Aber mir ist immer, als sähe ich auf ihn und mich bereits aus einem anderen Leben, als sei ich längst gestorben."

Um sie von diesem Gedanken abzubringen, fragte ich: „Sie wollen also meinen Rat? Und worüber?"

Marie wurde sogleich lebhaft und begann wieder leidenschaftlich: „Ja, ja, ich möchte Ihren Rat! Sie müssen mir sagen, wie ich mich verhalten soll. Er hat mir gestanden, daß er mich liebt, und ich habe keine Antwort gegeben. Ich quäle ihn mit meinem Schweigen, ich verhalte mich ihm gegenüber wie eine berechnende Kokotte. Es wäre für mich das höchste Glück, mich in seine Arme zu werfen, statt dessen lasse ich ihn kaum meine Fingerspitzen küssen. Doch früher oder später muß ich ihm endgültig Ja oder Nein sagen. Raten Sie mir, was ich ihm antworten soll. Wie kann ich ihm Nein sagen, wenn das die Unwahrheit ist, wenn ich dadurch das Schönste auslösche, was es in meinem Leben gibt. Und außerdem: Wie kann ich Nein sagen, wenn er daraufhin geht und sich eine Kugel in den Kopf schießt... Das hat er geschworen, und ich weiß, es sind nicht die üblichen Worte eines Verliebten, sondern sein fester, unumstößlicher Entschluß! Aber mein Gott! Wie kann ich denn Ja sagen? Wo er doch erwartet, daß dieses Ja ihm die höchste Glückseligkeit auf Erden bringt. Statt dessen würde ihm meine mit Füßen getretene Seele und mein zu Tode erschöpfter Körper zuteil! Ich fände keine einzige Gebärde, die nicht eine Wiederholung, kein einziges Wort, das nicht einstudiert wäre, keine einzige Liebkosung, die ich nicht schon einem anderen geschenkt hätte! Und wenn er sich in allen seinen Hoffnungen getäuscht sieht, wenn er erkennt, was ich, die er jetzt für ein Ideal hält, wirklich bin – dann wird er sich ebenfalls eine Kugel in den Kopf schießen. Was soll ich tun: ihn durch eine Lüge töten und seine Liebe nicht erfahren? Oder seine Liebe genießen und ihn durch die Wahrheit töten? Ihn und mich betrügen, aber für ihn das Idealbild bleiben? Oder mich vor ihm erniedrigen, mich in seinen Augen des Glorienscheins berauben, aber ihm gegenüber ehrlich sein, ihm alles sagen, was mir auf der Seele brennt?"

„Marie", sagte ich, „Sie sprechen wie die Heldin eines Melodrams. Schade, daß Sie keine Stücke schreiben, Sie hätten großen Erfolg, aber nur auf der Galerie. Alle diese Antithesen sind sehr wirkungsvoll, aber echtes Gefühl klingt schlichter. Wenn Sie so klug und schwülstig sprechen, beginne ich zu glauben, daß Sie meinen Wolodja überhaupt nicht lieben."

Die letzten Worte hatte ich im unpassendsten Moment gesagt. Marie rang die Hände und schrie nun vollends hysterisch: „Wie! Ich und Wladimir nicht lieben? Sie behaupten, daß ich ihn nicht liebe? Dann verstehen Sie überhaupt nichts von der weiblichen Seele! Ich war verrückt, daß ich zu Ihnen gekommen bin! Sie haben kein Herz, sondern eine Schiefertafel für Ihre Berechnungen..."

Sie konnte das Schluchzen nicht länger zurückhalten und ließ sich vom Sessel auf den Teppich sinken, weil es sie in Augenblicken der Verzweiflung immer zu Boden zog. Sie weinte und lachte mir zu Füßen, schlug um sich, und ich mußte daran denken, daß ich nicht nur ein Arzt der Seele, sondern auch des Körpers war. An diesem Abend gab ich Marie keinen Ratschlag.

II

Nach dem Gespräch mit Marie wandte ich auch Wladimirs Lebenswandel meine Aufmerksamkeit zu. Ich erfuhr, daß er und Marie sich häufig trafen. Alle Theateraufführungen, in denen Marie mitwirkte, besuchte er unweigerlich. Geduldig schaute er sie sich zum zehnten und fünfzehnten Mal in ein und derselben Rolle an. Offensichtlich gefiel ihm sogar ihr Spiel, obwohl Marie ehrlich gesagt eine recht mittelmäßige Schauspielerin war.

Vom Theater begleitete Wladimir sie jedesmal nach Hause. Mitunter sah man sie zusammen im Restaurant. Und da Marie all ihren Verehrern endgültig den Laufpaß gegeben hatte, bezeichnete man Wladimir als ihren neuen Liebhaber. Wie dies immer zu sein pflegt, wurde er von dem einen beneidet, von dem anderen bedauert.

Ich aber war überzeugt, daß das Gerücht den Tatsachen vorauseilte.

Valeri Brjussow

Ihre Entscheidung

Die Erzählung eines alten Arztes

Valeri Brjussow (1873–1924) wurde als ein Führer der russischen Symbolisten bekannt, wandte sich jedoch später einer realistischen Dichtung zu. Er veröffentlichte Dramen, Gedichte, historische Romane und übersetzte Werke der Weltliteratur wie Goethes „Faust". Im Aufbau-Verlag wird ein Sammelband seines Erzählwerkes vorbereitet, der Einblick in die Schaffensperioden Brjussows gibt.

Illustration: Reiner Schwalme

Wladimirs ganzes Verhalten, seine Bewegungen, seine Worte zeugten von einer solchen inneren Spannung, wie sie nur die Erwartung hervorbringt. Wer sein Ziel erreicht hat, ist von einer herablassenden Selbstgefälligkeit erfüllt, wer auf sein Ziel zustrebt, von einer unentwegten edelmütigen Unrast.

Mehrmals versuchte ich mit Wladimir ein offenes Wort zu sprechen. Lange schien er meine provokatorischen Andeutungen nicht zu verstehen und ließ sie unbeantwortet. Ich konnte ihm das nicht übelnehmen. Für ihn war ich ein Greis, aus einer anderen Generation, ihm fiel es schwer zu glauben, daß ich ihn verstehen könnte. Und es gibt schließlich Gefühle und Gedanken, die man selbst dem nahestehendsten Menschen schwerlich anvertrauen kann, sie lassen sich nicht in Worte kleiden, nicht laut aussprechen, man kann sie nur fest in seinem Inneren verschließen.

Eines Abends jedoch traf ich Wladimir in einer solchen seelischen Verfassung an, daß er meinem Drängen nicht zu widerstehen vermochte. Offensichtlich war er gerade von Marie heimgekehrt, wieder einmal ohne Antwort auf seine Schicksalsfrage, zerquält, fast ohne jegliche Hoffnung. Er wollte sich jemandem anvertrauen, jemanden in seinen Entschluß einweihen, um sich gleichermaßen selbst jeden Rückzug abzuschneiden.

Er verzichtete plötzlich auf seine üblichen Ausweichmanöver und gab auf meine direkte Frage unumwunden zu, daß er Marie liebe, dann warf er den Kopf zurück und sagte mir, jedes Wort betonend: „Also gut, Onkel, ich liebe sie! Ich weiß alles, was Sie mir sagen werden. Sie ist fünfzehn Jahre älter als ich, vielleicht auch mehr. Aber was macht das aus, wenn ihre Seele alle meine Vorstellungen von Schönheit übertrifft? Und wenn kein Frauenantlitz lieblicher und anmutiger sein kann? Alles an ihr gefällt mir: ihr Lächeln, ihr Lachen, ihre Kopfhaltung, ihr Gang, ihre Stimme! Sie werden mir sagen, daß ich am Anfang meines Lebens stehe, während sie die Hälfte bereits hinter sich hat. Daß sie in fünf Jahren eine alte Frau ist, während ich noch ein Jüngling bin. Mag sein, aber im Augenblick kann ich nur mit ihr, nur bei ihr glücklich sein. Oder ist das Glück etwas so Gewöhnliches, daß man es verächtlich wegwerfen kann, wenn man ihm begegnet? Soll ich dieses Glück jetzt verschmähen, aus kalten, verstandesmäßigen Erwägungen darüber, was in fünf Jahren sein wird – in fünf Jahren aber begegne ich vielleicht keinem Glück und kann nur bitter bereuen, daß ich die Gelegenheit verpaßt habe. Und vor allem – ich liebe Marie! Ist das nicht das schlüssigste Argument, das sich durch nichts widerlegen läßt? Ich liebe sie, also bin ich im Recht!“

„Mein lieber Wladimir“, erwiderte ich, „dein schlüssigstes Argument ist in der Tat überzeugend, dagegen läßt sich nichts einwenden. Aber ich wollte dir auch gar nicht verbieten, zu lieben und das Leben zu genießen: So schwachsinnig bin ich nun wiederum noch nicht. Ich wollte nur wissen, was du dir von dieser Liebe erwartest. Deinen Worten entnehme ich, daß du sie einigermaßen nüchtern einschätzt, und das beruhigt mich.“

Wladimir wurde plötzlich bleich. Wie alle schüchternen Menschen pflegte er seine Entschlüsse, wenn er sie einmal reiflich durchdacht hatte, unerschütterlich in die Tat umzusetzen. Wie eine einstudierte Lektion sagte er mit bebender Stimme zu mir: „Von dieser Liebe erwarte ich **alles.** Wenn Marie mich liebt, werde ich in dieser Liebe all das Glück finden, das, wenigstens einmal im Leben, jedem Menschen beschieden ist. Wenn sie mich nicht liebt, wird mir jene Verzweiflung zuteil, die ebenfalls jeder von uns einmal durchmacht… Doch von dieser Verzweiflung kann ich mich befreien, denn ihre Demütigungen will ich nicht ertragen. Es gibt Menschen, die sich das Leben nehmen, um sich von körperlichen Schmerzen zu befreien; mehr Grund allerdings hat man, seinem Leben ein Ende zu setzen, um sich von seelischen Qualen zu befreien. Das ist mein unumstößlicher Entschluß, und Sie, Onkel, können mich nicht davon abbringen.“

Ich glaube, Wladimir hatte das ganze Gespräch überhaupt nur dieser letzten Worte wegen begonnen. Dabei machte er ein Gesicht, als wollte er sich eine Kugel in den Kopf schießen, und verließ eilig das Zimmer. Er mochte sich jene greisenhaften Wahrheiten nicht anhören, die ich ihm tatsächlich als Erwiderung vor Augen geführt hätte. Die Jugend verachtet diese althergebrachten Binsenwahrheiten, die deswegen jedoch nicht weniger wahr sind.

Dann hatte ich keine Gelegenheit mehr, mit Wladimir zu sprechen. Einige Tage später fand eine Benefizvorstellung für Marie statt. Wladimir war selbstverständlich im Theater. Ich arbeitete in meinem Zimmer und wartete auf seine Rückkehr. Als er, weit nach Mitternacht, noch nicht daheim war, wußte ich, er war bei Marie.

Wie alle alten Menschen schlafe ich wenig und gehe nachts gern spazieren.

Ich zog mich an und ging auf die Straße. Der Mond schien, so daß die Straßen durch den Schatten in zwei Hälften geteilt waren und die Häuser besonders starr und reglos wirkten.

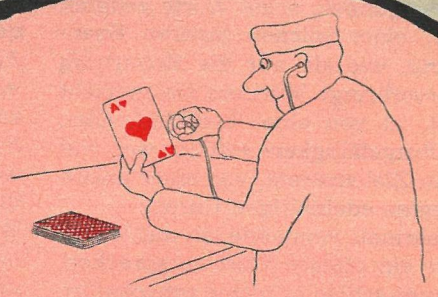
Für mich selbst überraschend, befand ich mich plötzlich vor dem Haus, in dem Marie wohnte. Alle Fenster der Wohnung waren bereits dunkel, außer den beiden ihres Schlafgemachs. Ich kannte die-

Fortsetzung auf Seite 41

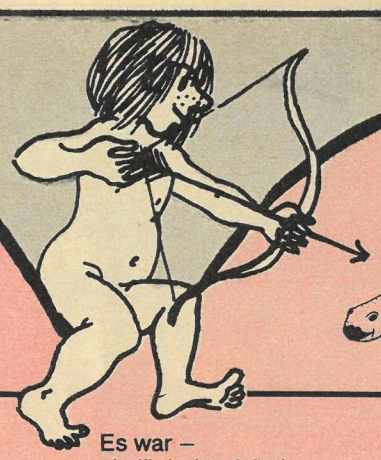
Unsere Vernunft widerspricht dem Herzen und über-

Mund der Frau: Ventil des Herzens. Bierce

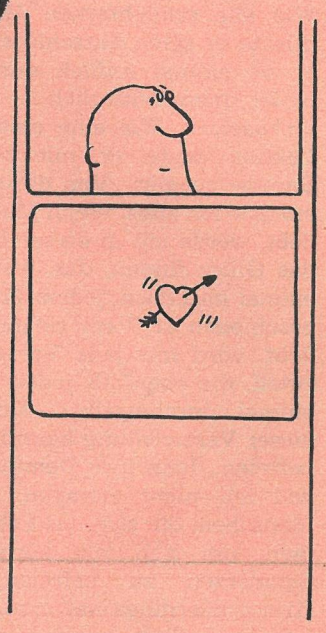
Wenn das Herz brennt, muß der Kopf Wasser holen.



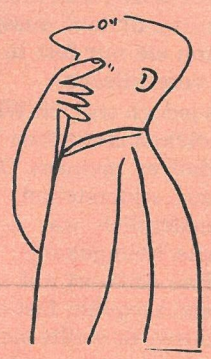
Dmitrijew, Moskau



Vom Eheanbahnungs-computer fehlgeleiteter Schneck von Radev



Neumann

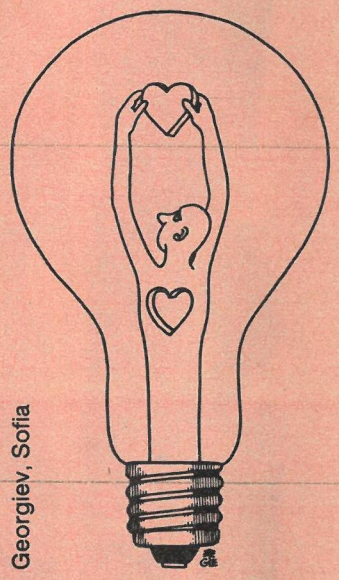


Sie brach ihm schier
das Herz entzwei,
doch ohne jeden Schmerz.

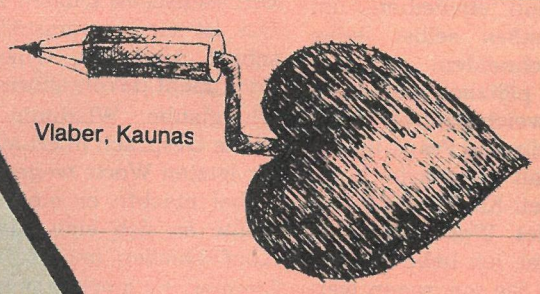
Es war –
sie lächelte dabei –
ein Pfefferkuchenherz.
Günter Gregor

Tesler, Moskau

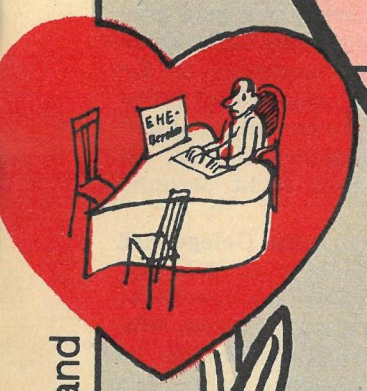
Radev, Sofia



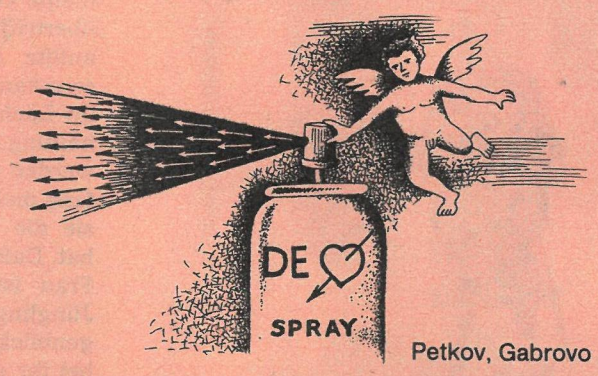
Georgiev, Sofia



Vlaber, Kaunas



Wenn es mehr fröhliche und charmante Männer gäbe, so gäbe es auch weniger betrogene Männer.
Jean Anouilh



Petkov, Gabrovo

Erröten, Herzklopfen, ein schlechtes Gewissen – das kommt davon, wenn man nicht gesündigt hat.
Karl Kraus

Redaktion:
Karin Kopp,
Hannes
Schreiber;
Grafik:
Martin Kotsch

2-Wochenspruch

Halbherzige raten, Freunde helfen.

Christian Morgenstern:

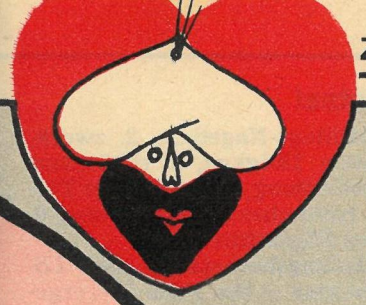
Es gibt kaum eine größere Enttäuschung, als wenn du mit einer recht großen Freude im Herzen zu gleichgültigen Menschen kommst.

Das Herz hält immer den Verstand zum Narren. La Rochefoucauld

Es gibt eine Höflichkeit des Herzens; sie ist der Liebe verwandt. Goethe

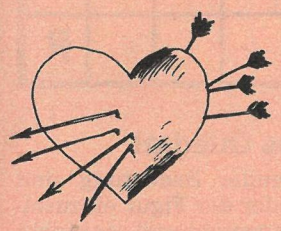
Man muß keinem

zeugt es nicht. Bunin Die größten Gedanken kommen aus dem Herzen. Vauvenargues



Der Kuß
macht den Mund
zum Dolmetscher
des Herzens.

F. Hannemann



Rajdaschki, Gabrovo

Ursache ihrer
Ehescheidung:
Herzversagen.

Miloslav Svandrlik, ČSSR

Sorgen mit der dritten Frau

„Liebst du mich?" fragt mich meine dritte Frau.
„Natürlich, mein Schatz", antworte ich, wie es sich gehört.
„Liebst du mich mehr als deine zweite Frau?" bohrt sie weiter.
„Ich liebe dich auf eine ganz andere Weise", erkläre ich.
„Bei ihr war es nur eine Leidenschaft, eine ungezähmte Form von Glückseligkeit. Bei dir hingegen fühle ich mich sicher, geborgen. Du wirst ewig mein Hafen des Lebens sein, Liebling."
„Das heißt also, du liebst mich mehr?"
„Diese Gefühle kann man nicht vergleichen, Liebstes."
„Du willst wohl nur nicht zugeben, daß du deine zweite Frau mehr geliebt hast als mich?"
„Das ist doch absurd! Als ob man unvereinbare Sachen miteinander vergleichen könnte! Meine zweite Frau war hervorragend, aber sie besaß nicht deine Eigenschaften. Ich habe sie einmal geliebt. Aber jetzt liebe ich dich. Nur dich!"
„Und wie stark ist deine Liebe zu mir?"
„Sehr stark."
„Stärker als zu deiner ersten Frau?"
„Warum klammerst du dich jetzt bloß mit den Gedanken an meine erste Frau?"
„Aber du hast sie doch stärker gefühlsmäßig geliebt als mit dem Verstand?"
„Natürlich. Sie war meine erste große Liebe. Ich lernte sie schon in der vierten Klasse kennen."
„Aber wenn du anstelle des Gymnasiums eine technische Lehranstalt besucht hättest, wärst du ihr niemals begegnet, und außerdem würdest du jetzt auch mehr verdienen."
„Das ist durchaus möglich. Ich habe damals eben nicht allzu umsichtig gehandelt."
„So ist es. Aber rede dich bloß nicht heraus! Antworte mir ehrlich: Hast du deine erste Frau mehr geliebt als mich oder nicht?"

„Wie oft soll ich dir denn noch erklären, daß es hier um Dinge geht, die man nicht miteinander vergleichen kann! Wie soll man denn Vergleiche ziehen, zum Beispiel zwischen einer Apfelsine, einer Aprikose und einer Kartoffel?"
„Wer ist denn, deiner Meinung nach, die Apfelsine, wer die Aprikose und wer die Kartoffel?"

„Das ist doch nur so ein Beispiel, eine Analogie, wie man sagt."
„Ich verstehe schon! Offensichtlich bin also ich die Kartoffel!"
„Aber, Liebling..."

„Wenn du mich schon weniger liebst als deine erste Frau", antwortete sie mit bereits weinerlicher Stimme, „und auch nicht so sehr wie deine zweite, dann sag mir wenigstens, ob du mich mehr lieben wirst als deine vierte Frau!"

Das konnte ich ihr ohne Vorbehalte versprechen.

Traurige Mär

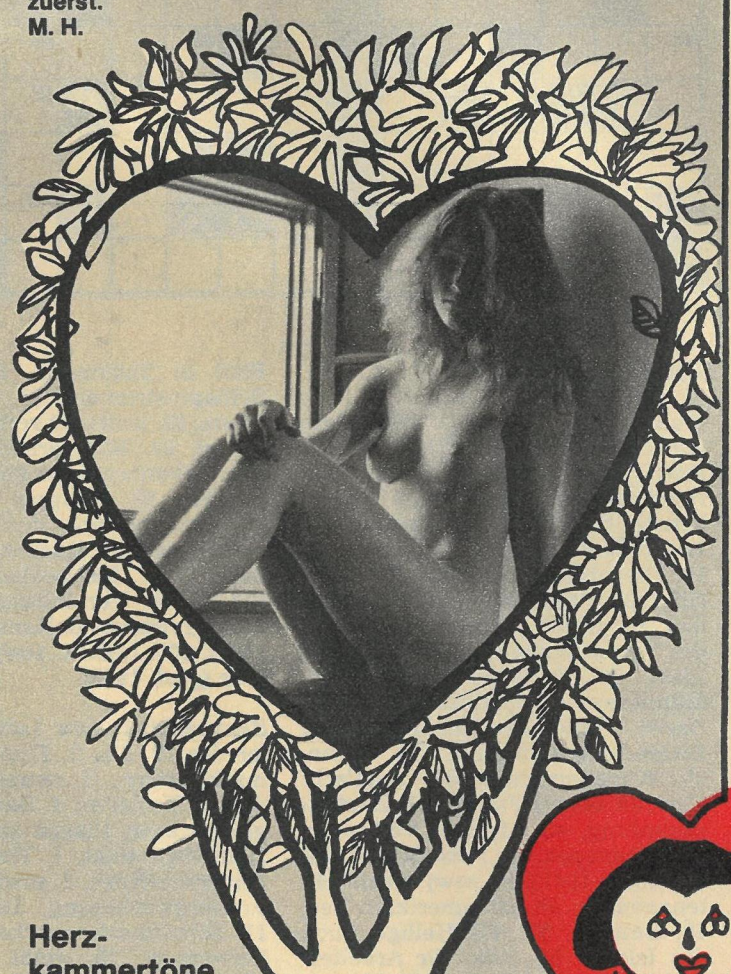
Ich gab mein Herz einem blonden Kind,
Sie nahm's und lachte.
Ich wußte nicht, wie Kinder sind,
Ich freute mich und dachte:
Nun legt sie's zärtlich in den Schrein
Und wird es wahren.
Sie aber warf's in den Tag hinein.
Der Stundenwagen fuhr polternd drein:
Da ward es überfahren.

R. v. Schaukal

Du schaust mich an – du fragst mich, was dir fehle?
Ein Busen, und im Busen eine Seele.

Heinrich Heine

Die aufgeräumte Herzkammer zeigt der Offenherzige gewöhnlich zuerst.
M. H.

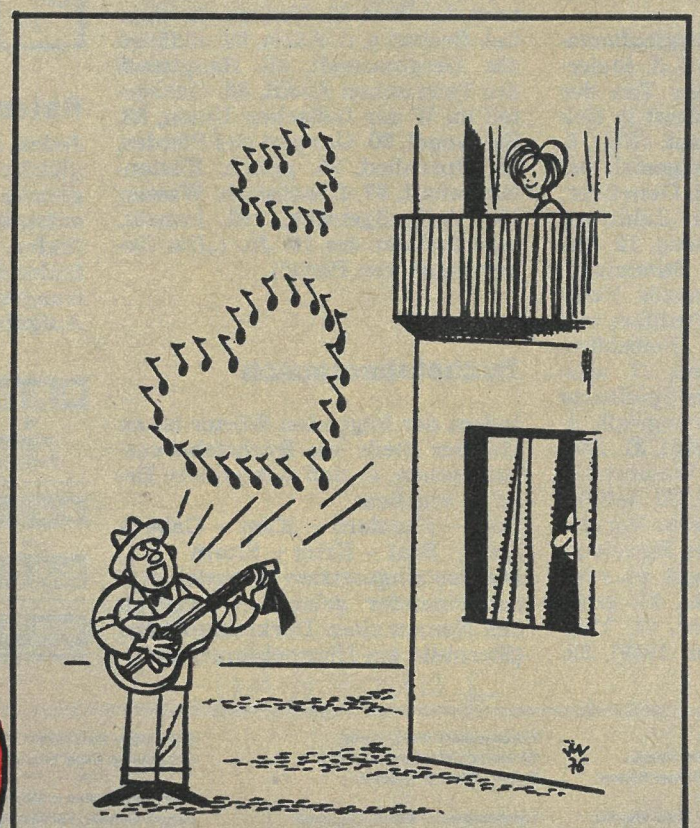


In des Dichters Herzen brennen oft mehrere Kerzen. W. Busch Ihr müßt Herzen säen, wollt ihr Herzen ernten. Börne

Konjugation in deutscher Sprache

Ich persönlich liebe.
Du liebst irgendwie.
Er betätigt
sich sexuell.
Wir sind erotisch
eingestellt.
Ihr liebt
mit am besten.
Sie leiten die
Abteilung: Liebe.

Kurt Tucholsky



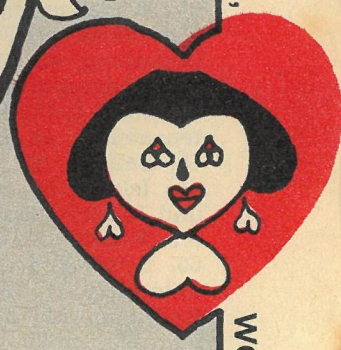
aus „Dadzis", Riga

Herzkammertöne von Hinrich:

Ich laß mein
Herz von denen
in Ordnung
halten, die
drin wohnen.

Ist das Herz
zu eng,
geht die Liebe
durch
den Magen.

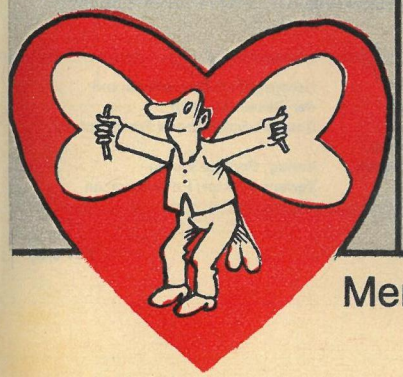
Schütt dein
Herz aus und
sortiere.



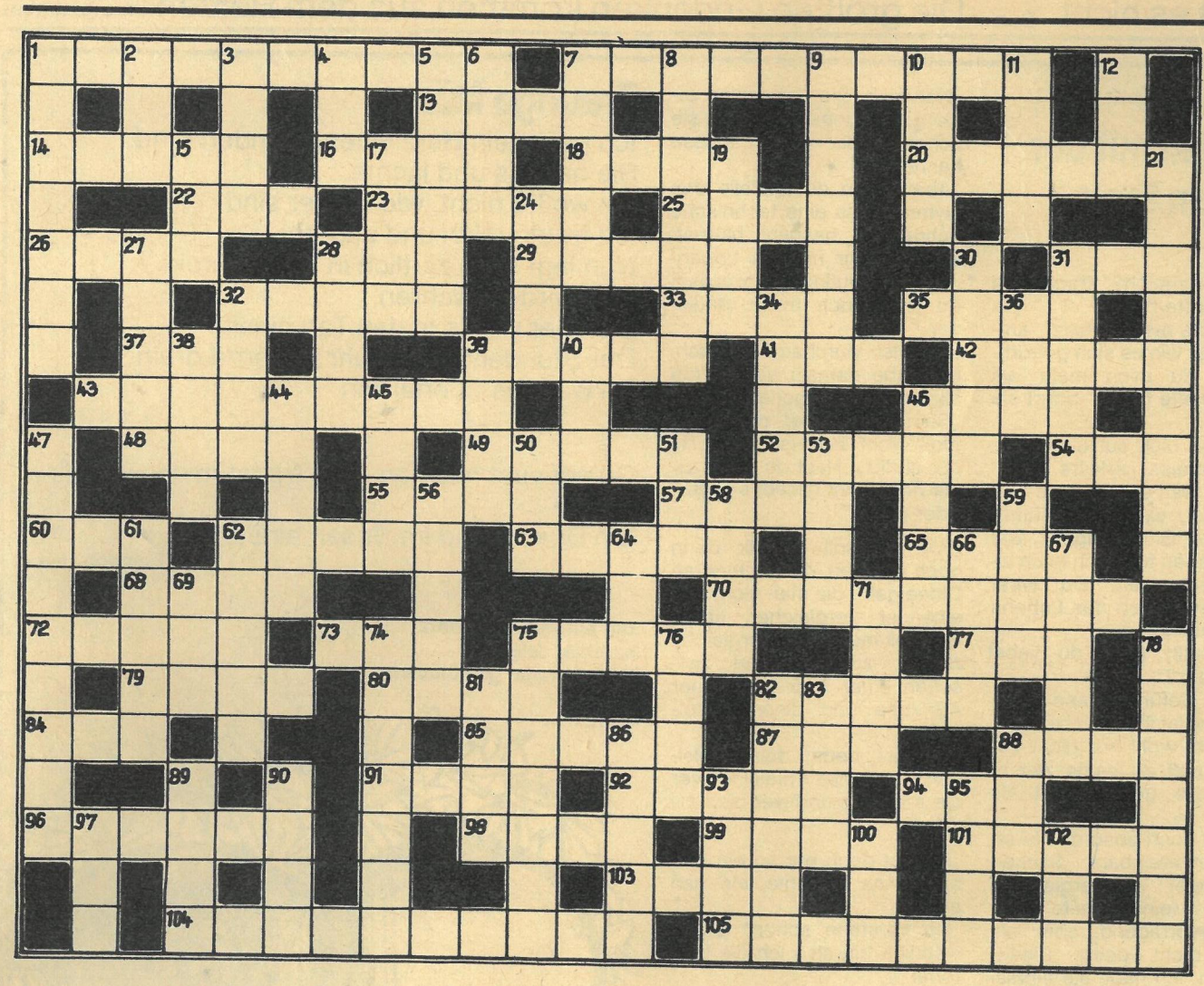
Herzbuben

Der sexuelle
Mann sagt:
Wenn's nur ein
Weib ist!
Der erotische
Mann sagt:
Wenn's doch
ein Weib wäre!

Karl Kraus



Menschen trauen, der bei seinen Versicherungen die Hand aufs Herz legt. Lichtenberg



Kreuzworträtsel

Waagerecht: 1. russ. Universalgelehrter und Dichter (1711–1765), 7. sowj. Meistertänzerin am Kirowtheater in Leningrad, 13. westlichste der Kleinen Sundainseln, 14. große Echsenart, 16. Liebesgott, 18. Blechblasinstrument, 20. Jagdruf, 22. albanische Währungseinheit, 23. griech. Sagengestalt (Sohn des Agamemnon), 25. falsches Ideal, 26. Prüfversuch, 28. arab. Männername, 29. Industriestadt im Bezirk Halle, 31. Honigwein, 32. Bodenreinigungsgerät, 33. Biene, 35. Künstlergehalt, 37. spanisch: Fluß, 39. oberer Fußteil, 41. Zitatensammlung, 42. afrikan. Völker- u. Sprachgruppe, 43. russ. Schriftsteller (1853–1921), 46. sowj. Nachrichtenagentur, 48. südamerikan. Tee, 49. Bettuch, 52. das Heilige Buch des Islams, 54. Abk. für Arbeiter-und-Bauern-Inspektion, 55. blasierter Mensch, 57. dichterisch: Atem, 60. Lotterieanteilschein, 62. Turnunterlage, 63. höchster Teil der Karpaten, 65. Haltetau der Gaffel, 68. sowj. See in Mittelasien, 70. russ. revolutionär-demokratischer Dichter und Publizist (1821–1878), 72. deutsche Spielkarte, 73. Erfüllungsstand, 75. griech. Buchstabe, 77. japan. Währungseinheit, 79. altperuanische Herrscherkaste, 80. Kurzform für Anton, 82. eine Heilpflanze, 84. türkischer Gasthof, 85. Heidekraut, 87. Fluß in Thüringen, 88. musikal. Schlaginstrument, 91. Sanddünenwüste, 92. weltweit verbreitete Echsenart, 94. Männername, 96. ältester Gelehrter eines Faches, weiser Berater, 98. gerippte Gewebeart, 99. Bezeichnung f. d. Übergang vom Hals zum Rücken bei Vierfüßern, 101. Lichtwellenverstärker, 103. chem. Verbindung, 104. russ. Klaviervirtuose u. Komponist (gest. 1894), 105. bedeut. sowj. Filmregisseur (gest. 1948).

Senkrecht: 1. russ. Landschaftsmaler des 19. Jh., 2. Fluß i. d. Steiermark/Österr., 3. neunter Ton der diaton. Tonleiter, 4. Badeort in Belgien, 5. sowj. Pianist (gest. 1974), 6. Handelsprodukt, 7. Titelgestalt bei Andersen-Nexö, 8. sowj. Genetiker, 9. Bergwerksgang, 10. Zahlwort, 11. Schuhmacherwerkzeug, 12. das Universum, 15. weibl. Stimmlage, 17. Hafenmauer, 19. französ. Komponist der Oper „Der Postillon von Lonjumeau", 21. sowj. Reisebüro, 24. kurzes Unterhöschen, 27. wasserreicher Fluß, 28. hohe Spielkarte (Mz.), 30. Tänzer, Choreograph u. Tanzpädagoge (gest. 1958), 31. Studentenmittagstisch, 32. Wasserfahrzeug, 34. Gesichtslarve, 36. luftförmiger Körper, 38. Staat in Vorderasien, 39. künstlerischer Einzelvortrag, 40. nord. Tauchvogel, 44. svw. gesetzlich, 45. Vogelbau, 46. größtes Waldgebiet der Erde, 47. Marschall der UdSSR (gest. 1949), 50. Klostervorsteher, 51. geolog. Stufe der alpinen Trias, 53. Stadt in Westsibirien, 56. Reingewicht, 58. tschech. Mädchenname, 59. Weinernte, 61. atlasartiger, glänzender Stoff, 62. Fabrikzeichen, Warenzeichen, 64. Hinweis, 66. Rauchfang, 67. Instrumentalsatz mit wiederkehrendem Thema, 69. Nordlandtier, 71. svw. Zimmer, 74. Gemisch zur Kerzenherstellung, 75. Angehöriger eines sowj. Turkvolkes, 76. europ. Hauptstadt, 78. erster Kosmonaut der Welt, 81. Untiefe, 82. oberital. Seebad a. d. Adria, 83. südfranzös. Bergbaustadt, 86. Hauptstadt der Tatarischen ASSR, 88. Gebietsteil im W der Indischen Union, 89. Singvogel, 90. Gangart des Pferdes, 93. Opernlied, 95. griech. Küstenlandschaft, 97. französisch: Wasser, 100. Aufgußgetränk, 102. französ. Schriftsteller des 19. Jh. („Die Geheimnisse von Paris").

Buchstabentausch

Jedem der folgenden Wörter ist an gleicher Stelle ein Buchstabe auszutauschen, so daß sich andere Begriffe ergeben:
Bote – Flandern – Kien – Gabe – Lust – Bast – Krim – Storm
Die neu eingesetzten Buchstaben – nacheinander gelesen – ergeben den Namen eines Tierkreiszeichens (Sternbild am Himmelsäquator).

J. UNGFRAU

Füllrätsel

1. Schädlings-Nagetiere, 2. zweckgerichtete Tätigkeit, 3. schirmlose Kopfbedeckung, 4. Berg in der Türkei, 5. russischer Mädchenname, 6. Teil des Eßgeschirrs.
Die Anfangsbuchstaben der Lösungswörter – von 1 bis 6 – ergeben die Bezeichnung für einen Preisnachlaß.

1 R	A				
2 A	R				
3 B	A	R			
4 A	R	A	R		
5 T	A	M	A	R	
6 T	E	L	L	E	R

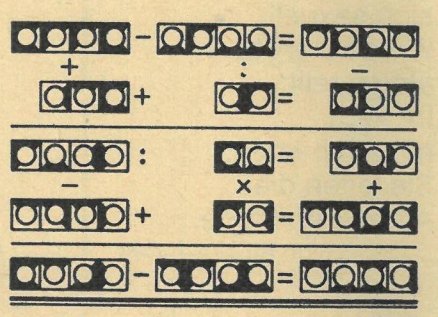
Magisches Quadrat

Wörter folgender Bedeutung sind so in die Felder der Figur einzusetzen, daß waagerecht und senkrecht gleichlautende Begriffe stehen:
1. Vorbild höchster Vollkommenheit, 2. Trockengerüst, 3. Einbringen der Feldfrüchte, 4. Männername, 5. Vakuum.

1 I	D	E	A	L
2 D	A	R	R	E
3 E	R	N	T	E
4 A	R	T	U	R
5 L	E	E	R	E

Raten und Rechnen

Jedes Karo bedeutet eine Ziffer; gleiche Karos bedeuten also immer gleiche Ziffern. Diesen Angaben entsprechend sind die Ziffern zu finden, die – in die runden Mittelfelder der Figuren eingesetzt – die waagerechten und senkrechten Aufgaben richtig lösen.



Redaktion: FREIE WELT
1026 Berlin,
Karl-Liebknecht-Str. 29
Telefon: über 24 40
Fernschreib-
Nr. 011 48 54

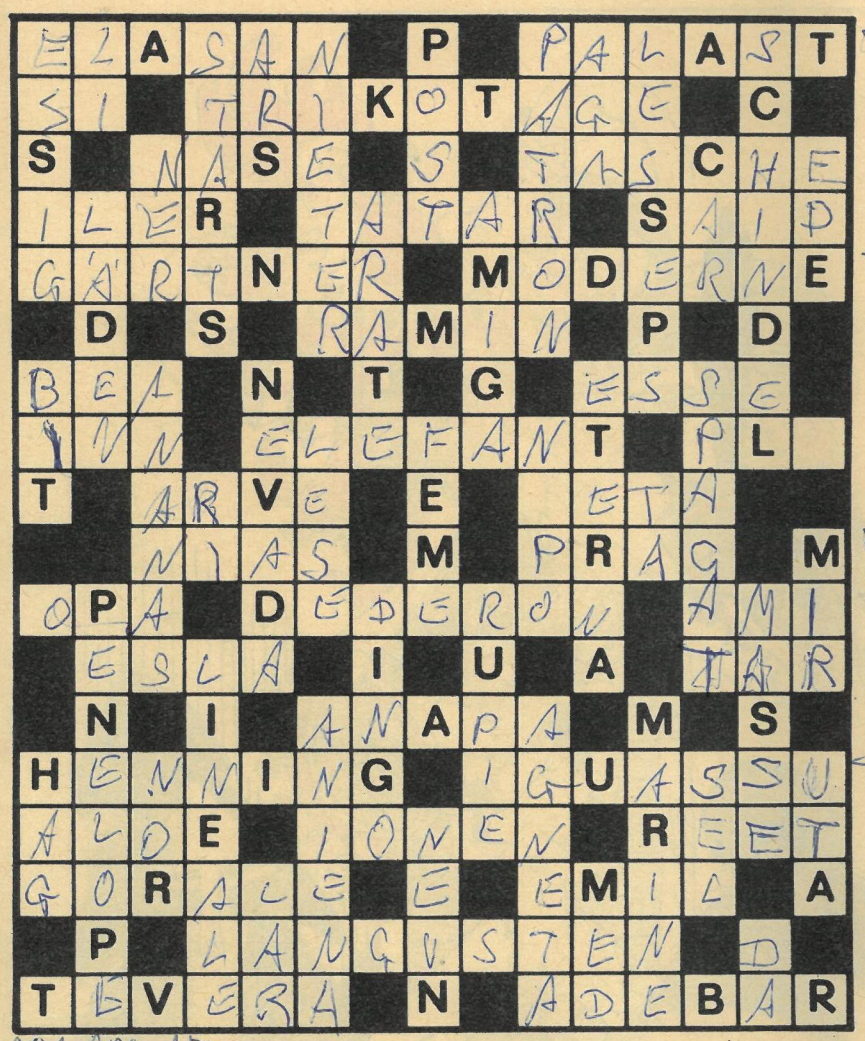
FREIE WELT

Redaktionskollegium:
Chefredakteur: Joachim Umann
Amt. Chefredakteur: Günter Bonow
Stellv. Chefredakteure:
Marianne Wambutt, Dr. Paul Wurche
Redaktionssekretär: Barbara Schabinski

Wissenschaft: Heinz Bartel
Wirtschaft: Wolfgang Scheel
Politik: Günther Wolfram
*
Leserprobleme: Bernd Siegmund
Kultur: Helmut Zemke i. V.

Bild: Alfred Paszkowiak
Gestaltung: Horst Wustrau
*
Korrespondenten in Moskau:
Jürgen Geitner, Volkmar Billeb,
Dr. Dietrich Pätzold

Herausgeber: Zentralvorstand
der Gesellschaft für
Deutsch-Sowjetische Freundschaft
*
Verlag: Berliner Verlag
Verlagsdirektor: Erich Reimann



Kreuzgitter

Wörter folgender Bedeutung – hier unabhängig von Richtung und Reihenfolge in der Figur aufgeführt – sind in die Felder einzutragen:

1. Tropenfrucht, 2. Zirbelkiefer, 3. Nebenfluß des Tibers, 4. Urbevölkerung der Philippinen, 5. lateinisch: Kunst, 6. französisch: Freund, 7. mongol. Viehzüchter, 8. sowj. Schwarzmeerkurort, 9. Schallplattenmarke, 10. afrikan. Liliengewächs, 11. schwed. Mädchenname, 12. Name für den Storch, 13. amerikan. Riesenkröte, 14. britische Luftfahrtgesellschaft (Abk.), 15. Nachrichteneinheit, 16. englisch: Wagen, Auto, 17. russisch: ja, 18. DDR-Chemieseide, 19. austral. Wildhund, 20. Rüsseltier, 21. Hautereme für Kleinkinder, 22. Speisewürze, 23. Nebenfluß des Duero, 24. Schallplattenmarke, 25. Rauchfang, 26. Titelgestalt bei Alex Wedding, 27. Titelgestalt bei Erich Kästner, 28. Geheimgericht des Mittelalters, 29. Gartenbaufachmann, 30. Angehöriger der polnischen Bergbevölkerung, 31. Waldgrundstück, 32. Fabelname für den Hahn, 33. Schabeisen der Kammacher, 34. Nebenfluß des Paraná/Südbrasilien, 35. Elementarteilchen (Mz.), 36. Donaunebenfluß, 37. Verkaufsräume, 38. Langarmaffe, 39. Stachelhummern, 40. Weinernte, 41. französ. Unternehmer, der 1854 die Konzession für den Bau des Panamakanals erhielt, 42. chem. Zeichen für Lithium, 43. Gesamtheit der Seestreitkräfte und der Handelsflotte eines Staates, 44. Abk. für Medizin, 45. in der Physik: Maß für die Eigenschaft aller Körper, 46. Bezeichnung für dekadent-formalistische Bestrebungen auf allen Gebieten der Kunst um 1900, 47. russisch: Frieden, 48. Staat im W der USA, 49. Zahlwort, 50. Sinnesorgan, 51. geolog. Stufe der alpinen Trias, 52. Insel vor der Westküste Sumateras, 53. chines. Stadt nahe der Grenze Nordvietnams, 54. Wartanebenfluß, 55. Facharbeiter im Schiffs- und Brückenbau, 56. Großvater, 57. Prachtbau, Schloß, 58. verächtliche Bezeichnung für einen unliebsamen Menschen, 59. griech. Sagengestalt, Frau des Odysseus, 60. svw. gewandtes Benehmen (latein.-französ.), 61. öffentliche Einrichtung, 62. europ. Hauptstadt, 63. Name eines Thomaskantors früherer Jahre, 64. indische Währungseinheit, 65. mundartlich Schilf, Ried, 66. japan. Wegemaß, 67. Beinspreizübung, 68. Holzplatte zum Eindecken von Dachflächen, 69. arab. Männername, 70. Wettkampfbeginn (Mz.), 71. chem. Zeichen für Silizium, 72. französisch: Salz, 73. kaukasisches Zupfinstrument, 74. Behältnis, 75. Bewohner einer ASSR im Wolgaland, 76. Wirkware, 77. chem. Zeichen für Tantal, 78. italien. Name für den Tiber, 79. Zeichenhilfsgerät (Mz.), 80. Skulptur des Naumburger Doms.

Um die Ecke gedacht

Gesucht wird „ein in Moskau U-Bahn-fahrender Mann".

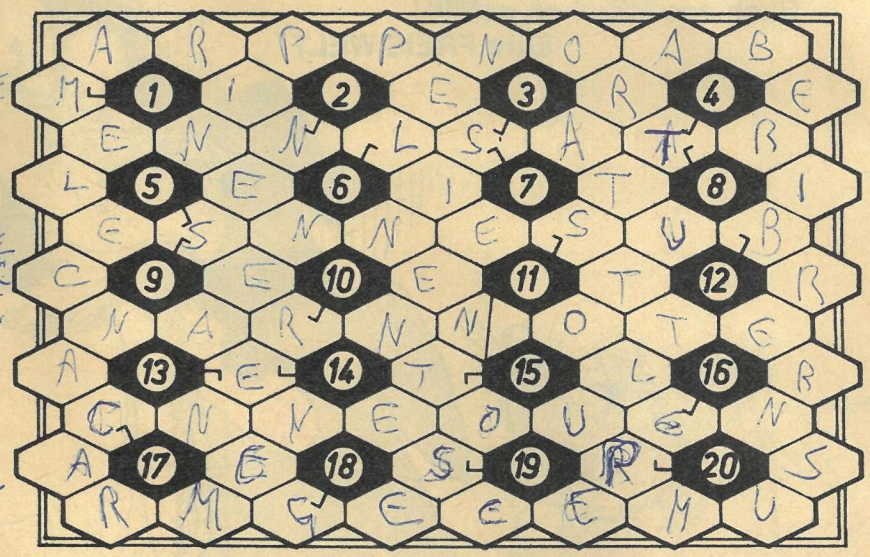
Geschütteltes

ADEL und AMMER ergeben – gemischt – das, was man manchmal zum Frühstück auftischt.

Wabenrätsel

Die Wörter beginnen im Feld mit dem Häkchen und verlaufen in angegebener Richtung:

1. die Seestreitkräfte und Handelsschiffe eines Staates, 2. Rohrverbindungsstück, 3. spanische Anrede, 4. Rennpferd, 5. griech. Mondgöttin, 6. dichterisch: Leinen, 7. svw. Mittagsruhe, 8. Zwangsabgabe; Zoll, 9. spiritistische Sitzung, 10. Wettlauf, Wettfahrt, 11. Zustand an Bord eines Schiffes, das SOS funken muß, 12. Brotaufstrich, 13. spanischer Dichter des 15./16. Jh., 14. das Fruchteinbringen, 15. südfranzös. Hafen- und Industriestadt, 16. die nächsten Verwandten, 17. Oper von Bizet, 18. Entstehung, Bildung, 19. festliches Abendessen (französ.), 20. das in einer vorgegebenen Zeit zu Leistende.



Auflösungen aus Heft 2/86

Kreuzgitter. Waagerecht: Galerie (22), Raster (43), Lori (35), Lesen (32), Lena (31), Trip (55), Tal (52), Ebbe (12), Siel (51), Eltern (19), Karre (28), Hub (26), Heim (24), Manet (36), Bluse (10), Elea (14), Lea (30), Tatra (53), Elista (17), Mark (37), Rehe (45), Ras (42), Lamm (29), Elen (15), Remis (47), Drei (11), Zement (58), Retorte (49).

Senkrecht: Galosche (23), Liste (34), Reni (48), Elm (18), Rilla (50), Trab (54), Rade (41), Erle (20), Neman (39), Pate (40), Turm (56), Bart (7), Lhasa (33), Eid (13), Karat (27), Real (44), Belt (9), Ali (1), Barkasse (6), Base (8), Uriel (57), Elis (16), Esel (21), Amme (2), Arndt (4), Ammer (3), Reiz (46), Helm (25), Arzt (5), Mit (38).

Buchstabentausch: Pumpe, Grand, Gaze, Truppe, Bart, Enkel, Krake. – Mazurka.

Wörterband. Von außen nach innen: Lek, Arate, Besan, Saline, Barrel, Lehre, Bart, Otto, Lage, Monet, Kali, Metro.

Von innen nach außen: Ort, Emil, Akten, Omega, Lotto, Traber, Heller, Rabe, Nil, As, Nase, Beta, Rakel.

Schräge Reihen. Von der Zahl nach rechts: 1. Ger, 2. Goten, 3. Satin, 4. Taler, 5. Koran, 6. Kanal, 7. Liman, 8. Degas, 9. Nebel, 10. Ruf.

Von der Zahl nach links: 3. Sog, 4. Taten, 5. Kater, 6. Kolin, 7. Laren, 8. Dinar, 9. Neman, 10. Regal, 11. Kuban, 12. Fes.

Silbenkreuzworträtsel. Waagerecht: 1. Magistrale, 4. Karo, 5. Anna, 7. Andersen, 8. Kolumne, 9. Makoré, 11. Materie, 13. Rita, 14. Darbo, 15. Nieselregen.

Senkrecht: 1. Makarenko, 2. Giro, 3. Leander, 6. Nasen, 7. Annemarie, 10. Regenbogen, 11. Mari, 12. Tetanie, 14. Darre.

Raten und Rechnen:

5525	–	2944	=	2581
+		:		–
2411	+	46	=	2457
7936	:	64	=	124
–		×		+
2736	+	36	=	2772
5200	–	2304	=	2896

Auflösung des Kreuzworträtsels (Quiz 13) aus Heft 26/1985

Waagerecht: 1. VA, 3. Eisler, 8. Kur, 10. Rab, 14. Ära, 15. Caruso, 16. Ulanowa, 18. Eta, 19. Sohlen, 20. Lar, 22. Stiel, 23. Tresse, 25. non, 26. Komik, 28. Olga, 30. Thor, 31. Tete, 33. Kanne, 34. Streiche, 37. Elefant, 41. Orla, 43. Tre, 44. Khari, 46. Kate, 47. Erbe, 48. Eis, 49. Aes, 50. Stör, 51. Fe, 52. Rakow, 54. PE, 56. Nera, 58. Napf, 60. Gong, 62. Ar, 64. Beruf, 65. Pi, 66. Fete, 67. Ara, 69. Mai, 72. Reel, 74. Gaur, 76. Neman, 78. Are, 79. Aram, 81. Pazifik, 82. Leukozyt, 84. Linse, 86. Ural, 88. Sand, 89. Maat, 91. Titel, 93. Arc, 95. Sastre, 97. Aldan, 99. Mut, 100. Steher, 101. Niagara, 105. Epigone, 106. Tratte, 107. Tor, 108. Igel, 109. Ner, 110. Ria, 111. Rainer, 112. BN, 113. Nana.

Senkrecht: 1. Väterchen Frost, 2. Aras, 4. Schneekönigin, 5. Lalo, 6. Eren, 7. Run, 8. Kolonne, 9. Rurik, 10. Ras, 11. Antonowka, 12. Boiler, 13. Gala, 17. Weg, 18. Eroika, 19. See, 21. Am, 23. the, 24. Ster, 27. Kater Graustirn, 29. Aster, 30. Trespe, 32. Pfefferkuchen, 35. Tri, 36. Hase, 38. Lara, 39. et, 40. Trio, 42. AN, 45. Isa, 53. Ormazd, 55. Eremitage, 57. Reep, 59. Pfui, 60. Gen, 61. Name, 63. Miete, 68. Ankara, 70. Ary, 71. da, 73. Lametta, 75. AF, 77. Ella, 80. Aladin, 83. Onegin, 85. Eimer, 87. ASR, 89. Maes, 90. Alp, 92. TU, 93. Atta, 94. Reti, 96. Snob, 98. Nor, 100. Sar, 102. Aga, 103. Ren, 104. Ala. – **Lösungswort:** Leise rieselt der Schnee.

Es gewannen:

1. Preis:	100,– M	Hilde Heßler 5214 Gräfenroda
2. Preis:	75,– M	Barbara Schaale 3014 Magdeburg
3. Preis:	50,– M	Rico Bretschneider 4021 Leipzig
4. Preis:	25,– M	Hildegard Leipold 6114 Schönbrunn

Lizenz-Nr. 231 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der DDR

Druck: Berliner Druckerei, Artikel-Nr. (EDV): 500 405

Anzeigenverwaltung: Berliner Verlag, 1026 Berlin, Karl-Liebknecht-Straße 29
Anzeigenannahme: Berliner Verlag Abt. Anzeigen, Tel. 2703277 und sämtliche Anzeigenannahmestellen Berlins und aller Bezirke der DDR. (Anzeigenpreisliste Nr. 10 vom 21. 4. 1983)
Auslandsanzeigen: INTERWERBUNG
Abonnementspreis: 1,75 M monatlich (26 Hefte im Jahr),

Die Redaktion wurde 1973 mit dem Orden „Banner der Arbeit" Stufe I und 1984 mit dem Orden „Stern der Völkerfreundschaft" in Gold ausgezeichnet. Die Redaktion erhielt 1974 die Ehrennadel der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft in Gold, 1979 die Ehrennadel des Verbandes der sowjetischen Freundschaftsgesellschaften „Für Verdienste um die Freundschaft" und 1980 die Johann-Gottfried-Herder-Medaille in Gold.

Das Tierhäuschen

Liebe Kinder!
Vielleicht kennt Ihr das Buch „Das Tierhäuschen“ von Samuil Marschak? Das ist die Geschichte, die erzählt, wie sich eine kleine Maus ein Häuschen baut und immer neue Freunde bei sich aufnimmt. Eines Tages aber kommen ganz ungebetene Gäste… Viktor Trintschenko aus Moskau hat diese Geschichte als neue Kinderserie für Euch gezeichnet. Ihr werdet die Abenteuer des grauen Häschens und der listigen Füchsin miterleben, Euch an der ulkigen Ziege und dem tapsigen Bären freuen. Viel Spaß also ab Heft 4/1986! Und schreibt mal, wie Euch das Märchen gefällt!

Eure FREIE WELT

Ihre Entscheidung

Fortsetzung von Seite 35

ses geräumige Zimmer, das ihr zugleich als Arbeitszimmer diente. Hier pflegte sie ihre engsten Freunde zu empfangen. Ich stellte mir Marie in die Diwanpolster zurückgesunken vor, die Augen halb geschlossen, und Wladimir vor ihr auf den Knien, ihr die Hände küssend...

Ich muß gestehen, daß ich nichts dagegen gehabt hätte, an seiner Stelle zu sein. Vorausgesetzt, ich wäre um die zwanzig Jahre jünger gewesen...

Vom gegenüberliegenden Trottoir aus heftete ich meinen Blick auf die grellgelben Vorhänge der beiden schwach erleuchteten Fenster. Ich wußte, hinter diesen Vorhängen fand die schicksalhafte Erklärung der beiden Liebenden statt. Marie sagte Wladimir ihr endgültiges Nein oder ihr endgültiges Ja.

War es eine Stunde der Verzweiflung oder des Glücks? Fand die Frau in sich den heroischen Mut, dem, den sie liebte, „Geh fort!" zu sagen – damit sein Traum für alle Zeit Traum und ihr Bild in seiner Seele für alle Zeit in seiner Schönheit erhalten bliebe? Oder warf sie sich mit einem letzten Aufgebot ihrer Leidenschaft in seine Arme – und was erwartete ihn dann: die Verwirklichung seiner geheimsten Wünsche oder das kalte Grauen der Enttäuschung?

Lange schaute ich auf die schwach erhellten Fenster, und ihre Beleuchtung veränderte sich nicht.

Eine betrunkene Prostituierte schwankte auf ihrem Heimweg an mir vorbei und rief mir zu: „Alterchen, gib mir eine Zigarette!"

Von mir erwartete sie nichts weiter.

Durch die leere Straße rollte gemächlich eine Droschke, der Fahrgast schaukelte verschlafen mit dem Kopf. Es war die Stunde, da man sich über alles, was man an diesem Tag begonnen hatte, Rechenschaft ablegt.

Ich warf einen Blick auf die grellgelben Vorhänge und kehrte heim. Es war gegen sechs Uhr früh. Ohne es zu merken, hatte ich mehrere Stunden auf dem Trottoir zugebracht.

☆☆☆

Wann Wladimir heimkam, weiß niemand. Am nächsten Morgen fand man ihn tot in seinem Bett: Er hatte sich eine Kugel ins Herz geschossen. Marie verließ am selben Tag die Stadt, und ich bin ihr seitdem nicht mehr begegnet. Was zwischen ihr und Wladimir in jener Nacht, in ihrem Schlafzimmer, vorgefallen war, ist für mich ein Geheimnis geblieben.

(Deutsch von Margit Bräuer)

NEUE GESCHICHTEN – SPANNEND ERZÄHLT – JETZT IN EUREM KINO:

JUGENDFILME

Ein Mädchen aus der Stadt
Sechs Jahre alt und allein –
eine Kriegswaise findet ein neues Zuhause
Regie: Oleg Nikolajewski

Solistin gesucht
Rock und Pop am Ostseestrand.
Ein Musikfilm aus dem Studio Riga
Regie: Gennadi Semel

KINDERFILME

Der Lehrling des Medicus
Ein Märchenfilm in Stereo
von einem, der auszog,
die Heilkunst zu lernen
Regie: Boris Ryzarew

Ein Elefant ging verloren
Quartier im Försterhaus –
Ausreißer sucht Unterkunft
... auch Zirkuskünstler brauchen Urlaub
Regie: Jewgeni Ostaschenko

Der ungerechte Klapperstorch
Babys im Kohlfeld?
Ein Fünfjähriger hat große Probleme
Regie: Radomir Wassilewski

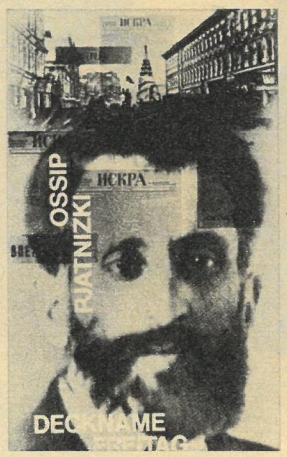
Die wilden Schwäne
Elsa und ihre Schwanenbrüder –
Ein Zeichentrickfilm nach dem
Märchen von Hans Christian Andersen
Regie: M. und W. Zechankowski

Trickfilmstunden
für kleine Kinofreunde
in einem Sammelprogramm:
Die Stadt der Honigmeister
ein Puppentrickfilm
Der Fischer und die Seejungfrau
ein Puppentrickfilm
Der süße Brei
ein Zeichentrickfilm

Progress Film-Verleih

Aus dem Angebot des

DIETZ VERLAGES BERLIN



Leinen · 9,80 M
Bestellnummer: 737 888 7

Leinen · 10,50 M
Bestellnummer: 736 251 9

Leinen · 7,50 M
Bestellnummer: 735 227 3

Leinen · 9,50 M
Bestellnummer:737 548 3

Leinen · 13,00 M
Bestellnummer: 737 714 7

Leinen · 13,80 M
Bestellnummer: 737 230 3

Leinen · 9,50 M
Bestellnummer: 737 635 5

Leinen · 11,50 M
Bestellnummer: 736 438 9

Bestellungen sind an den örtlichen Volksbuchhandel zu richten.

Die Bank des Hippokrates

Moderne Heilbehandlung mit jahrhundertealten Erfahrungen

„Hinlegen, Kinder, die Unterrichtsstunde beginnt!“ Mit diesen Worten betreten die Lehrer der Moskauer Internatsschule Nr. 76 die Klasse. Die üblichen Schulbänke gibt es hier nicht. Die Kinder schreiben oder zeichnen auf medizinischen Liegen, und jeder legt sich eine eigens für ihn gefertigte keilförmige Stütze unter die Brust.

Diese Schule ist zugleich eine medizinische Einrichtung. Hier lernen Kinder, die an Skoliose erkrankt sind, und sie werden gleichzeitig behandelt.

Unlängst beging das Internat sein zwanzigjähriges Bestehen. Damals war es die erste Schule solcher Art auf der Welt. Jetzt gibt es in der Sowjetunion etwa 50 davon. Es ist nicht übertrieben, von einer neuen praktischen Richtung der sowjetischen Medizin zu sprechen, die sich hier bewährt hat.

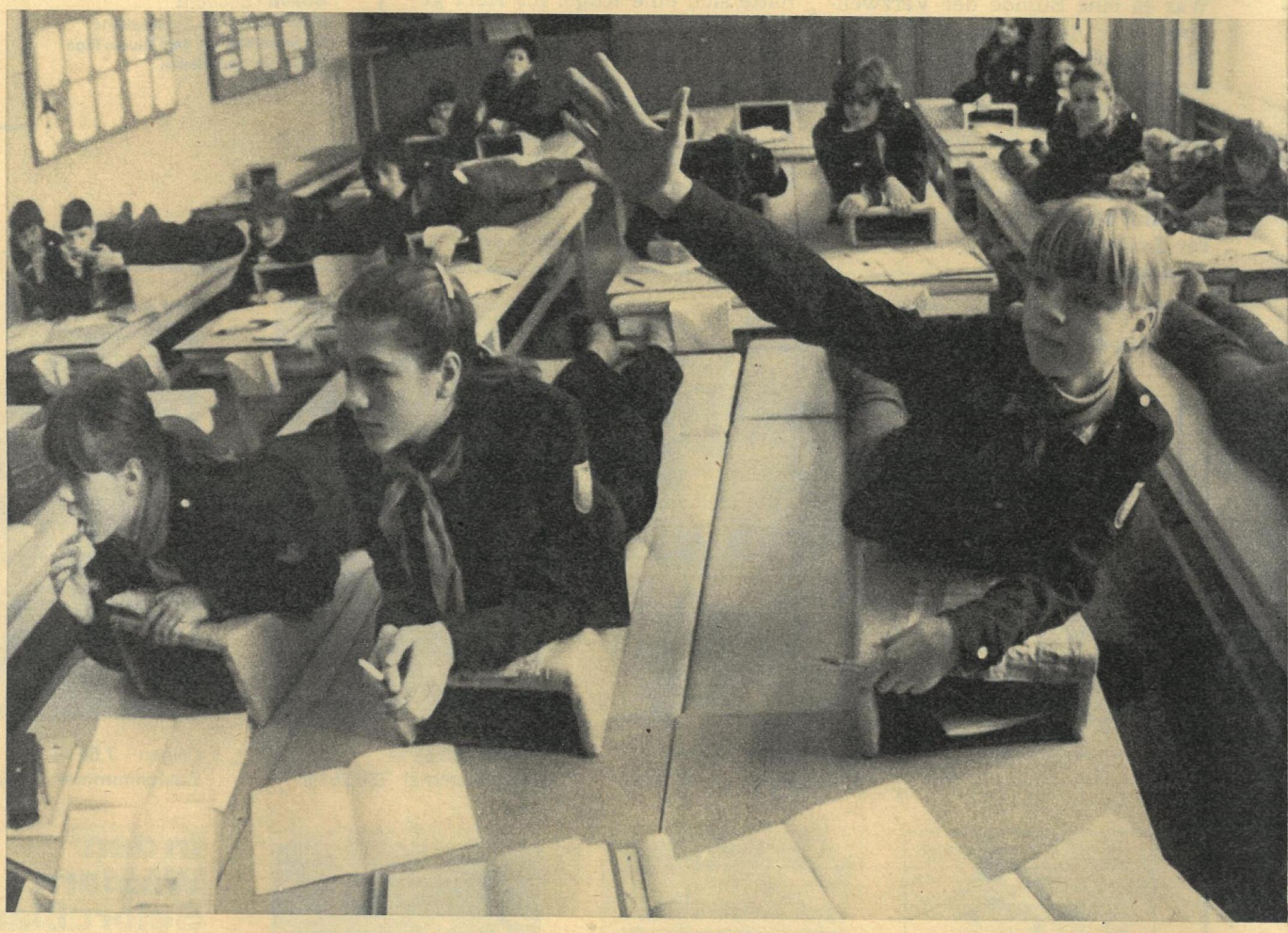
„Skoliose, das ist eine Verkrümmung der Wirbelsäule“, erklärt der Begründer und ständige Leiter der Internatsschule Professor Israil Kon. „Diese pathologische Erscheinung kann durch eine Stoffwechselstörung im Gewebe der Wirbelsäule und der Bandscheiben hervorgerufen werden, sie kann auch angeboren sein. Das schlimmste Anzeichen ist die Torsion – eine Verschiebung der Wirbel, eine Verdrehung um die Längsachse. Diese Erkrankung ist vererbbar. Wenn nicht rechtzeitig Maßnahmen ergriffen werden, verwandelt die Skoliose das Kind ständig und unabwendbar in einen Behinderten: der Brustkorb wird deformiert, das Herz verschoben, und die Blutzirkulation ist gestört. Damit starben die meisten Skoliosekranken in der Vergangenheit, ohne die Vierzig zu erreichen.“

Mit dem Kampf gegen die Skoliose beschäftigten sich die Mediziner bereits Jahrtausende. Von alters her diente als Symbol für die Krankheit ein verkrümmtes Bäumchen, das eine fürsorgliche Hand anbindet. Die Benennung selbst stammt von dem griechischen Arzt Hippokrates (460–377 v. u. Z.). „Skolios“ bedeutet krumm. War er doch der erste, der den Versuch unternahm, diese Verkrümmung zu richten. Die berühmte „Bank des Hippokrates“ legte der Heilung ein Prinzip zu Grunde, das sich bis heute erhalten hat – die Streckung der Wirbelsäule bei gleichzeitiger Druckausübung auf sie. Im 16. Jahrhundert schlug der französische Arzt Ambroise Paré vor, das Rückgrat durch ein Metallkorsett zu „richten“. Im 19. Jahrhundert wurde als Allheilmittel Sport angepriesen, der bis zur Erschöpfung ausgeübt wurde. Nach Entdeckung der Narkose wurde auch die Chirurgie in Anspruch genommen. Doch keine einzige der erwähnten Methoden bewährte sich allein.

„Unsere Schule“, so fährt Professor Kon fort, „wendet einen Komplex verschiedener konservativer Heilmethoden an; unter Berücksichtigung der jahrhundertelangen Erfahrungen. Wir schließen in bestimmten Fällen einen chirurgischen Eingriff nicht aus. Das Ergebnis: Es gelingt uns, die Krankheit bei 90 Prozent der Kinder zu stoppen. Und eine große Rolle spielt dabei die Prophylaxe.“

Gewöhnlich zeigt sich die Skoliose bei Kindern von fünf, sechs Jahren in der Periode aktiven Wachstums. Regelmäßige Untersuchungen der Kinder durch Orthopäden in Kindergärten, Schulen und Poliklini-

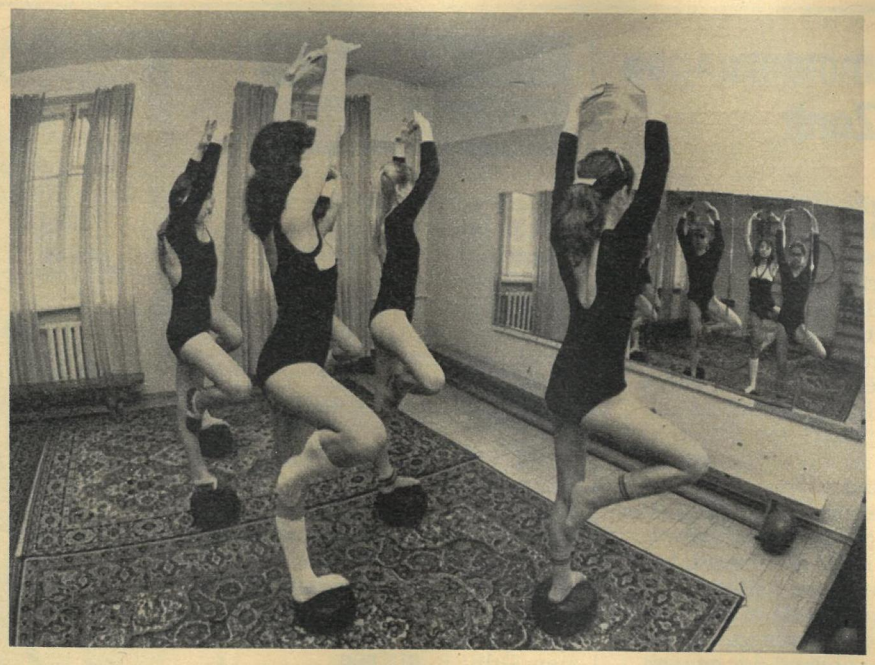
Irina Olenewa (Foto rechts) kam mit einer schweren Skoliose in die Internatsschule. Sie ist heute ein gesundes, fröhliches Mädchen. Dabei hat auch sie über einige Jahre hin den Unterricht auf solchen medizinischen Liegen absolviert. Die liegende Haltung entlastet die erkrankte Wirbelsäule. Unter die Brust werden keilförmige Stützen geschoben, die für jedes Kind eigens angefertigt werden. Diese Liegen sind gemeint, wenn von einer modernen Form der Bank des griechischen Heilkunstbegründers Hippokrates die Rede ist.

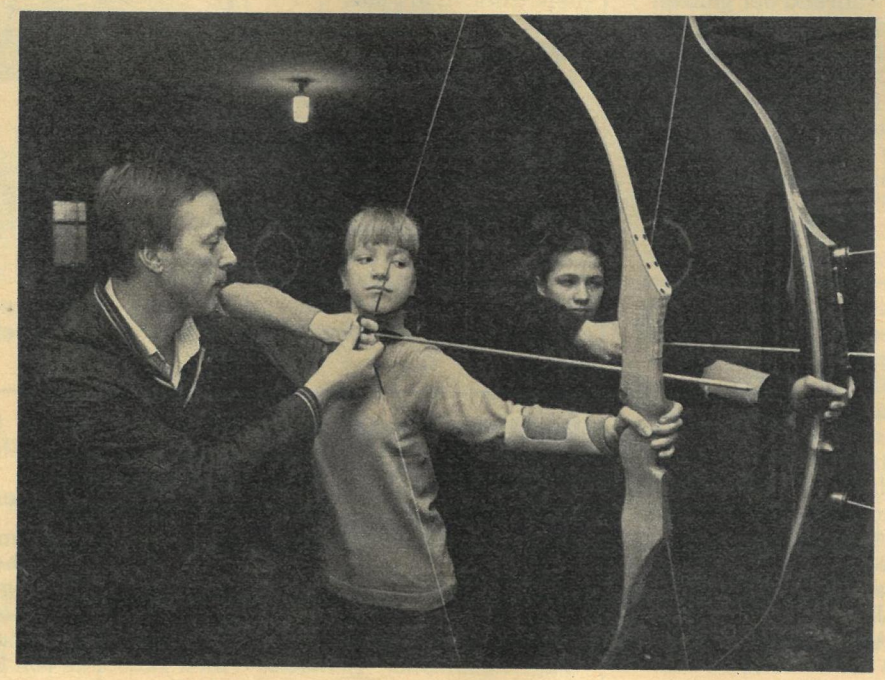


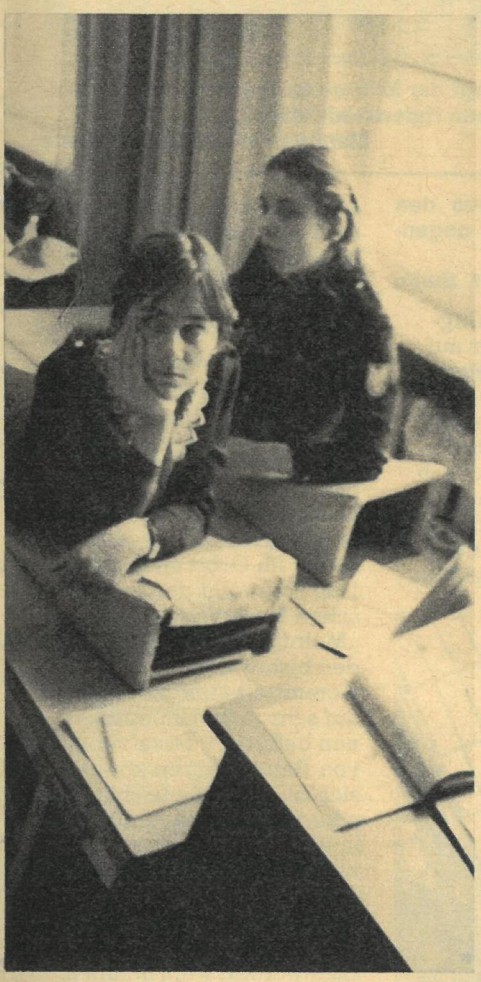
IM LESER-AUFTRAG

Kürzlich hörte ich, daß in der Sowjetunion Kinder, die an Skoliose erkrankt sind, ganz normalen Schulunterricht erhalten sollen. Wer diese schreckliche Krankheit kennt, wird diese Meldung mit Skepsis aufnehmen!

Edith John,
Rostock







Sport ist immer noch eines der stärksten „Medikamente" gegen Skoliose. Bogenschießen korrigiert die Körperhaltung und festigt die Ausbildung der Knochen. Noch beliebter bei den Mädchen allerdings ist die Gymnastik. Um so mehr, als von den Ärzten empfohlen wird, sich während der Übungen im Spiegel zu kontrollieren. Wer seine Körperhaltung verbessern will, muß sich von der Seite sehen. Swetlana Awerkina (Foto links), die seit dem 10. Lebensjahr im Internat lebt, folgt dem ungeschriebenen Gesetz des Hauses: Der Genesende hilft dem Kranken! Sie legt Mischa sein Korsett an.

ken gestatten es, die Erkrankung in frühem Stadium zu erkennen. Das ist wichtig, da nach dem 15., 16. Lebensjahr die Herausbildung des Skeletts im wesentlichen abgeschlossen ist und man dem Menschen danach schwer helfen kann. Ob man das Kind in ein Spezialinternat überweisen muß, beschließt eine Ärztekommission.

Im Internat ist ein allgemeines orthopädisches Regime festgelegt. Natürlich wird es variiert in Abhängigkeit von der Schwere der Grunderkrankung und der sie begleitenden pathologischen Abweichungen.

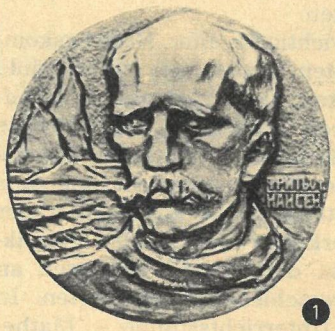
Die wichtigste aller Heilungskomponenten lautet: die Wirbelsäule entlasten, den Druck auf die Bandscheiben verringern und günstige Umstände für ein normales Wachstum der Wirbel schaffen. Eine ganz bedeutende Rolle kommt hier der Körperkultur zu. Kinder entwickeln in der Regel Vergnügen an den verschiedenen Sportarten. In jeder Unterrichtsstunde – Mathematik, Geschichte oder Zeichnen – gibt es eine Gymnastikpause. Die Übungen werden vom Arzt streng korrigiert und dosiert. Schwimmen in einem Becken – das ist gleichzeitig Heilbehandlung wie Erholung. Ähnliche Wirkungen sind mit Bogenschießen, Schlittschuhlaufen, Skiwanderungen im Waldpark neben dem Internat zu erzielen.

Weiterhin werden thermische Heilverfahren angewandt, die die Versorgung der Knochen- und Muskelgewebe verbessern. Unter ihnen werden traditionsreiche, wie Massage oder Einhüllen in erwärmte Wolle, und moderne, wie Ultraschall eingesetzt. Die medikamentöse Heilbehandlung erfolgt mit unterschiedlichen Präparaten. Obwohl die Ärzte bemüht sind, nach Möglichkeit die Anwendung von Medikamenten zu begrenzen.

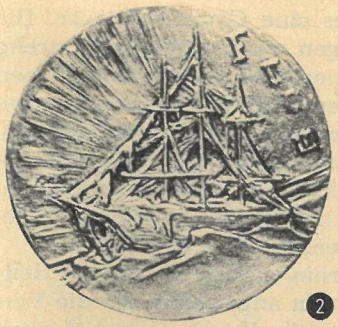
Eine effektive Therapie ist die Elektrostimulierung der Rücken- und der Bauchmuskeln: Starke Muskeln schaffen ein natürliches Korsett. Falls es dennoch nicht genügend stark ist, nehmen die Ärzte Zuflucht zum künstlichen Korsett. Je nach Krankheitserscheinungen wird für die Kinder entweder ein Vollkorsett auf Metallgrundlage (es ist leicht und wiegt nicht mehr als ein Kilo) gefertigt oder ein sogenanntes Reklimations-Halbkorsett, das die Schulterblätter zurückdrückt. Da Kinder schnell wachsen, müssen die Korsetts häufig gewechselt werden. Die Kosten für ein Korsett betragen 130 Rubel. Doch alle Kinder bekommen sie kostenlos. Unterbringung, Ausbildung, Beköstigung und Heilbehandlung für ein krankes Kind kosten den Staat jährlich 1100 Rubel. Die Eltern zahlen nichts.

Traumatologen und Orthopäden aus England, der BRD, Japan, Frankreich und anderen Ländern sind häufige Besucher des Internats. Sie schätzen die Erfahrungen seiner Arbeit hoch ein. „Wenn ich es fertigbringe, etwas Ähnliches wie diese Schule in meiner Heimat zu organisieren, werde ich mich glücklich schätzen", sagte Professor Mata, Direktor der Orthopädischen Klinik in Udine in Italien. „Euer Programm der Heilbehandlung ist das beste, was ich bisher gesehen habe", urteilte Professor Michel aus einem New Yorker medizinischen Institut. „Es kann allen führenden Orthopäden der Welt als Beispiel gelten ..."

Ariadna Nikolenko/APN (Text)
M. Jurtschenko/APN (Foto)



1



2

MEDAILLEN-SCHAU

3

4

5

6

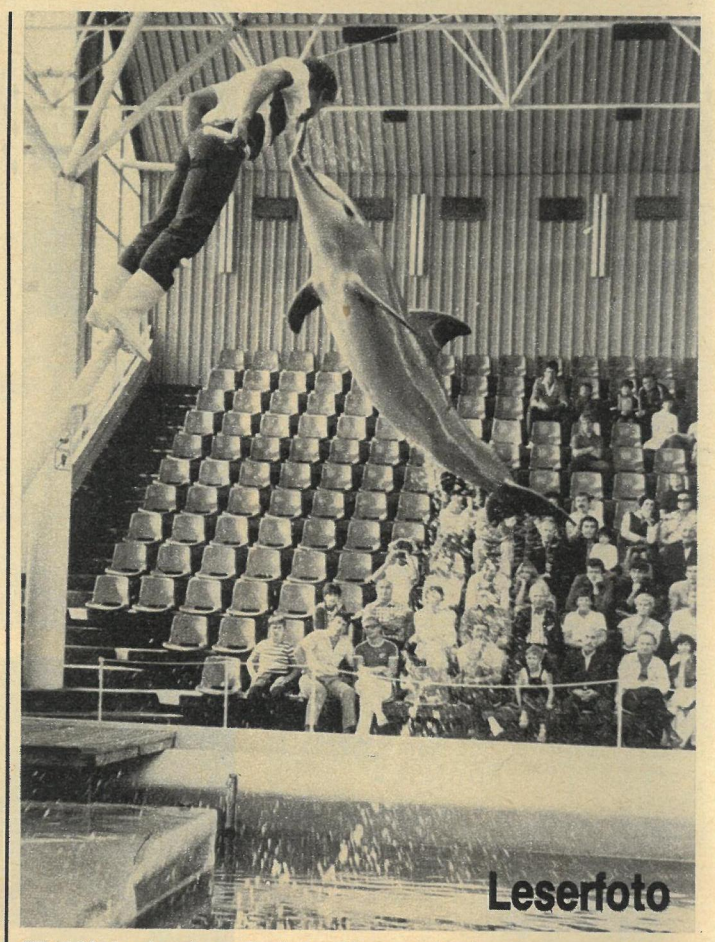
Flammenzungen im Zenit

„Es gibt nichts so Schönes wie die arktische Nacht", schrieb der norwegische Polarforscher Fridtjof Nansen (1861–1930) in seinem Tagebuch über die Expedition mit der „Fram": „Jetzt breitet das Nordlicht über das Himmelsgewölbe seinen glitzernden Silberschleier aus... breitet sich aus und zieht sich wieder zusammen in ruheloser Veränderung... dann verschwindet die Pracht. Im nächsten Augenblicke schimmert sie in Flammenzungen gerade im Zenit... Und während der ganzen Zeit diese Totenstille, eindrucksvoll wie die Sinfonie der Unendlichkeit." Der Plan für die Expedition stützte sich auf die Entdekkung einer Drift, die von Sibirien quer durchs Nördliche Eismeer nach Grönland führt. Die dieser Entdekkungsfahrt gewidmete Medaille zeigt das Porträt des Friedensnobelpreisträgers Nansen (1) und die „Fram" unter den Strahlen des Nordlichts (2). Eine Bronzemedaille des Leningrader Münzhofs würdigt den 1764 verstorbenen russischen Nordasienforscher Chariton Prokofjewitsch Laptew (3 und 4). Er nahm teil an der Großen Nordischen Expedition auf der „Jakutsk" in den Jahren 1739–42. In seiner Abteilung arbeitete auch der berühmte russische Seeoffizier Semjon Iwanowitsch Tscheljuskin, nach dem die Nordostspitze Asiens benannt ist. Dmitri Laptew, ein Vetter von Chariton Laptew, erforschte auf der „Irkutsk" die Nordküsten Asiens und fertigte gute Karten dieser Gebiete an. Nach den Vettern ist ein Teil des Nordpolarmeers benannt: die Laptewsee.
Dem Namen „Tscheljuskin" begegnen wir auf einer 1983 von der Moskauer Münze herausgegebenen Medaille wieder. Sie erschien zum Gedenken an die dramatische Rettung aller „Tscheljuskin"-Schiffbrüchigen (5 und 6). Die Jungfernfahrt dieses Eisbrechers zur Erprobung des Nördlichen Seewegs begann am 9. August 1933 und sollte von Murmansk nach Wladiwostok führen. Doch am 13. Februar 1934 geriet das Schiff in die „Eisfalle" und sank. Besatzung und Passagiere, in vorläufiger Sicherheit auf einer Eisscholle, wurden am 13. April von sieben tollkühnen Fliegern, den ersten „Helden der Sowjetunion", gerettet.

Alfred Kasanowski

Wer schreibt uns?

Gunta und Erik Salowy, 22 und 25 Jahre alt, junges Ehepaar mit zehn Monate alter Tochter, Erik ist Elektromonteur, Gunta EDV-Operator – sie suchen Brieffreunde in der DDR. UdSSR, Lettische SSR, 229 600 Jelgawa, ul. Mednijeku 11–20
W. M. Rubzow, 23 Jahre alt, Deutschlehrer in einer Dorfschule, Interesse für Fremdsprachen, Politik, Geschichte, Literatur, Judo, leidenschaftlicher Angler, möchte seine Deutschkenntnisse vervollkommnen. UdSSR, 617 606, Permskaja obl., Kitschertskij r., c. Petrjata.
Semjon Prinzew, 30 Jahre alt, Ingenieur lernt Deutsch im Selbststudium. UdSSR, 188 623 Leningrad, Pawlowsk, ul. Kommunarow 24–52
Wladimir Golozapow, 25 Jahre alt, Hochschulstudent, schreibt russisch oder deutsch. UdSSR, Armenische SSR, 375 006 Jerewan, ul. 9 maja 3–8



Fünf Meter hoch springt der Meeresakrobat im neuen Delphinarium der bulgarischen Hafenstadt Warna...
Manfred Feldmann, Zepernick

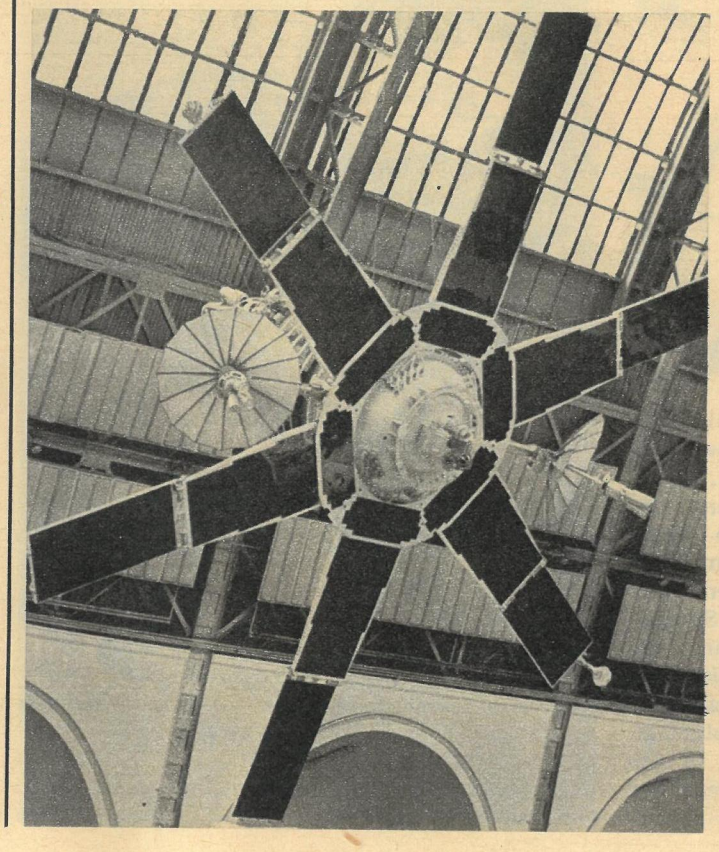
Sie fragen wir antworten

Heute Raumflug...

Um unsere Erde schwirrt ein Ring künstlicher Himmelskörper. Jahr für Jahr kommen mehr hinzu. Sind Raumschiffe durch diese vielen Sputniks gefährdet? Und können sich Besatzungen von Raumschiffen aus den USA und der UdSSR gegenseitig sehen?
Gerhard Bechert, Berlin

Mehr als 3500 Raumflugkörper wurden bisher auf Erdumlaufbahnen gebracht und fast ebenso viele Raketen-Endstufen. Dazu kommen Tausende von Bruchstücken, entstanden durch die Trennung der einzelnen Baugruppen. Die in den niederen Erdumlaufbahnen kreisenden Teile verglühen sehr schnell in der Atmosphäre. In höheren Umlaufbahnen kreisen Sputniks jahre- bis jahrzehntelang und in sehr hohen Umlaufbahnen (40 000 km) unbegrenzt lange. Theoretisch besteht Zusammenstoßgefahr; in der Praxis ist es noch nicht vorgekommen. Außerdem werden die Bahnen von bemannten Flugkörpern vor dem Start genau berechnet und „die Lage" im Orbit analysiert. Das Foto zeigt den sowjetischen Nachrichtensatelliten „Molnija". Insgesamt wurden bisher mehrere hundert Kommunikationssatelliten auf sehr hohe Umlaufbahnen befördert. Besatzungen von Raumschiffen können sich nur auf identischen oder fast-identischen Umlaufbahnen und über kürzere Entfernung von wenigen Kilometern sehen oder auf etwas längere Distanzen andere Raumschiffe als Lichtpunkte wahrnehmen.

Karl-Heinz Eyermann



...und Rundfunk

In einem Wissenstest war die Rede von „Stimmen der Freundschaft". Was ist das genau?
Judith Stefan, Berlin

So heißt eine Funkillustrierte aus der deutschsprachigen Redaktion von Radio Moskau. Sie enthält Informationen über die Zusammenarbeit der UdSSR und der DDR in allen Berei-

Preisfrage

Heft 3/86

Wie heißt die wissenschaftliche Produktionsvereinigung bei Aschchabad?

Die Lösung finden Sie in einem Beitrag dieses Heftes. 1 × 50 M sind zu gewinnen. Das Los entscheidet unter Ausschluß des Rechtsweges. Auflösung in Heft 5/86. Ihre Postkarte mit ausgeschnittener Marke – siehe Schere – und Antwort schicken Sie bitte an Redaktion FREIE WELT, 1056 Berlin, Postfach 9. Briefe werden nicht gewertet. Einsendeschluß: 12. Februar 1986. Auflösung von Heft 1/86: Malecon. Wir gratulieren Liane Brunner, Antonsthal.

Liebe Kinder!

Die Auflösung der Preisfrage zur Kinderserie 13 (FW 1/86) heißt: „Das kalte Herz". Es gewannen: André Kuske, Berlin; Robin Plath, Geising; Ramona Fischer, Eberswalde-Finow; Matthias Schulz, Neustrelitz; Heiko Mill, Rüdersdorf; Dirk Magister, Zingst; Ivon Mäder, Freital; Candy Deubel, Strausberg; Hella Simon, Hohenroda; Alexander Werner, Bernau.

chen und über Kontakte der sozialistischen Länder im Rahmen des RGW. Die Sendung wird unter aktiver Mitwirkung der Hörer, darunter der Mitglieder der „Hörergemeinschaften des Moskauer Rundfunks", gestaltet. Solche Hörergemeinschaften gibt es gegenwärtig in fast 20 Städten der DDR. Zur Zeit läuft ein Wettbewerb unter dem Motto „Freunde und Partner". Radio Moskau sendet täglich sechs Stunden in deutscher Sprache im Lang-, Mittel- und Kurzwellenbereich, und zwar von 11 bis 12 Uhr, 17 bis 21.30 Uhr und 22 bis 22.30 Uhr. Die „Stimmen der Freundschaft" sind zu unterschiedlichen Zeiten in das Tagesprogramm eingebettet. Wenn Sie mehr über diese Programme oder die Wellenlängen und Frequenzen wissen möchten, schreiben Sie an die deutschsprachige Redaktion. Als Anschrift genügt: UdSSR, Moskau, Radio.

Ihr Leserforum

Redaktion: Ingrid Buchholz; Fotos: Alfred Kasanowski (6), Lothar Willmann, Fritz Martin; Repro aus „Im Lande des Rübezahl"; Vignette: Martin Kotsch

Die „Mondnacht" sollte es sein

Zum Jahresende habt Ihr allen Musikliebhabern eine große Freude bereitet mit dem Beitrag „Die Reise nach Petersburg" (FW 26/85). Dieser Artikel ist für uns in doppelter Hinsicht erfreulich. Einmal, weil wir in Zwickau wohnen und uns eng mit dem Schumannhaus verbunden fühlen. Zum zweiten, weil wir damit wesentliche Informationen für unsere im Aufbau befindliche philatelistische Sammlung „Robert Schumann" erhalten haben. Danke!

Sabine und Helmut Welz, Zwickau

Dazu eine Briefmarkenepisode: 1956 erschien eine DDR-Sonderbriefmarke zur

Ehrung Robert Schumanns. Hinter seinem Porträt ist ein Notentext wiedergegeben. Doch diese Emission vom 20. Juli war fehlerhaft. Anstelle Schumanns Vertonung von Eichendorffs „Mondnacht" waren die Noten zu Franz Schuberts Vertonung von Goethes „Wanderers Nachtlied" eingefügt worden. Am 23. Juli wurde das fehlerhafte Markenbild aus dem Verkehr gezogen. Am 8. Oktober erschien die berichtigte Emission mit dem hier abgebildeten Motiv.

Henri Hamann

Nochmals: Grabow

Jahrelang war ich beruflich mit der kleinen alten Stadt verbunden. Bei der Aufzählung der örtlichen Betriebe, die ich fast alle kenne, vermisse ich den Bahnhof und die Streckenmeisterei. Denn die Tatsache, daß Grabow frühzeitig an die Eisenbahnstrecke Berlin–Hamburg angeschlossen worden war, brachte der Stadt ebenfalls eine gewisse Bedeutung. Umfangreich ist heute der Versand von Erzeugnissen Grabower Betriebe. 1986 werden auch ab Grabow Elektroloks fahren.

Heinz Dahnke, Bansin

Ich begrüße es, daß Euer Autorenkollektiv diesem Landstädtchen seine Aufwartung gemacht hat. Grabow verdankt seinen guten Namen doch wohl auch seinem Bier und den Erzeugnissen des VEB Dauerbackwaren?

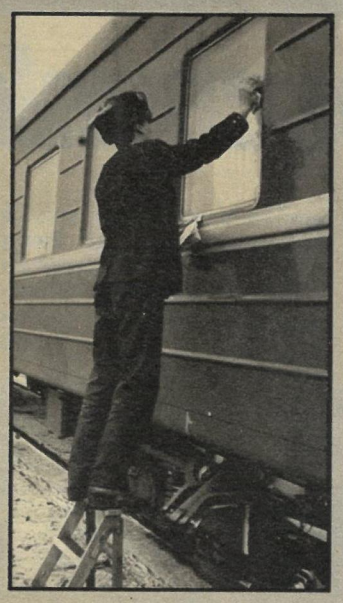
Herbert Lehmann, Schwerin

Richtig, und in dieser Saison ist den Grabowern sogar ein ganz besonders gutes Bockbier gelungen. Bock, Hell und Pils werden übrigens nicht nur für den Heimatkreis Ludwigslust produziert, sondern auch in die benachbarten Kreise Hagenow, Perleberg und Parchim geliefert. Was Doppel-Karamel und Diätbier betrifft, ist die volkseigene Grabower Brauerei sogar Alleinhersteller für den Bezirk Schwerin. Erfreuliches läßt sich ebenso aus dem VEB Dauerbackwaren melden, einem modernen Großbetrieb, der auf Beschluß des IX. Parteitages der SED gebaut wurde.
So sind im vergangenen Halbjahr drei neue Gebäcksortimente von hoher Qualität entwickelt worden, in Vorbereitung ist die Produktion von Zitronen-, Nougat- und Milchcremewaffeln.

Fritz Jahn

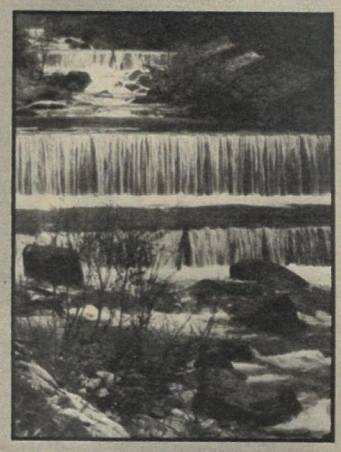
Blitzblank

„Die Längste" (FW 26/85) habe ich kennengelernt. Ich hatte das Glück, den beschriebenen Reisezug „Rossija" der Transsibirischen Eisenbahn zu benutzen. Im Frühjahr 1983 fuhr ich mit



ihm vom fernöstlichen Chabarowsk bis nach Irkutsk, erlebte auf der mehr als 3000 Kilometer langen Strecke wahre Eisenbahnromantik. Zwei Tage und drei Nächte war unsere Reisegruppe in der Obhut hilfsbereiter Schlafwagenschaffnerinnen, auch der Zugführer erkundigte sich öfter nach unserem Befinden. Was mich als Berufskollege beeindruckte, war die tadellose Sauberkeit der Bahnanlagen und die Ordnung im Zuge. Auf Haltebahnhöfen ließen es sich die Schaffner nicht nehmen, selbst auf ihre kleine Leiter zu steigen und die Fenster zu putzen.

Fritz Martin, Torgau



Labe-Lauf

Ihr solltet Euren Rätselautor belehren: Im Silbenkreuzworträtsel FW 24/85 fragt er nach dem Namen der Elbe in der ČSSR. Die Lösung ist ganz richtig: Labe. Aber in 25/85 sollen wir im Kreuzgitter einen Elbenebenfluß in der ČSSR finden. Die Lösung ist wiederum Labe, womit sie ihr eigener Nebenfluß wäre.

Horst Uhlig, Plauen

Wir bitten um Entschuldigung – das war ein Fehler. Ob dabei der Gebirgsbach Bilé Labe (Weißwasser) mit im Spiel war? Die Labe entspringt auf der Südseite des Krkonoše (Riesengebirge) in etwa 1400 Meter Höhe, stürzt sich in einem Wasserfall in den wildromantischen Elbgrund, um sich dann unweit von Špindlerův Mlýn mit der Bilé Labe zu vereinigen. Unser Foto zeigt die Elbkaskaden in diesem beliebten Ferienort. Der Elbgrund ist übrigens das älteste Naturschutzgebiet im heutigen Nationalpark „Krkonoše". Es wurde 1904 gegründet.

Sie fliegt wieder!

Es war ein großes Risiko, was Kapitän Motschalow auf sich nahm („Sturz in den Pazifik", FW 26/85). Nahezu Rätsel ratend ist er vom Kurs abgewichen. Zum Glück für die amerikanische Fliegerin!

Dieter Neumann, Leipzig

Die gerettete USA-Pilotin Heidi Ann Porg fliegt wieder – als Copilot bei „Pioneer"-Airlines. An Kapitän Motschalow schrieb sie einen Brief, den wir auszugsweise der „Literaturnaja Gaseta" entnehmen: „Dear Captain! Zunächst Entschuldigung, daß ich erst so spät schreibe. Habe etwas Zeit gebraucht, um mich nach all dem zu erholen. Als ich an Bord Ihres Schiffes kam, überfiel mich – nachdem mir klar wurde, daß es ein sowjetisches Schiff war – eine gewisse Nervosität. Doch das herzliche Entgegenkommen der Mannschaft zerstreute augenblicklich meine kleinlichen Zweifel. Für die Ärztin Natascha Popowa empfand ich sofort freundschaftliche Gefühle. Habe es bedauert, schon bald auf unser Schiff überzusetzen. Ich hätte Sie alle gern noch besser kennengelernt. Zu Hause drehte sich alles um mich, vor allem, weil mich sowjetische Seeleute gerettet hatten. Ich denke, Sie haben wahre Herzensgüte bewiesen. Bin bemüht, meine Gedanken unseren Landsleuten nahezubringen. Dank für alles!"

Kartoffelhochzeit?

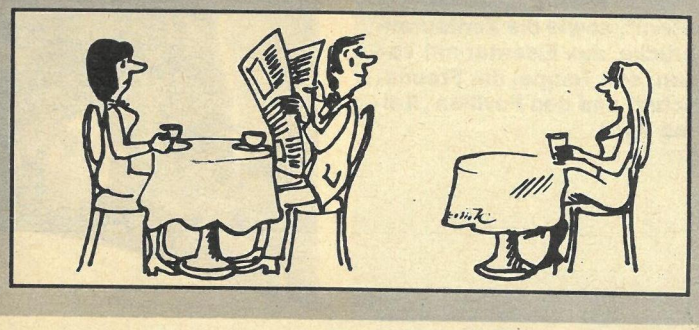
Als ich Ihren Ehekalender (FW 26/85) las, fiel mir noch ein: Nach einem Jahr die baumwollene, nach sechseinhalb Jahren die zinnerne Hochzeit, nach 35 Jahren die Leinwandhochzeit.

Else Radicke, Dessau

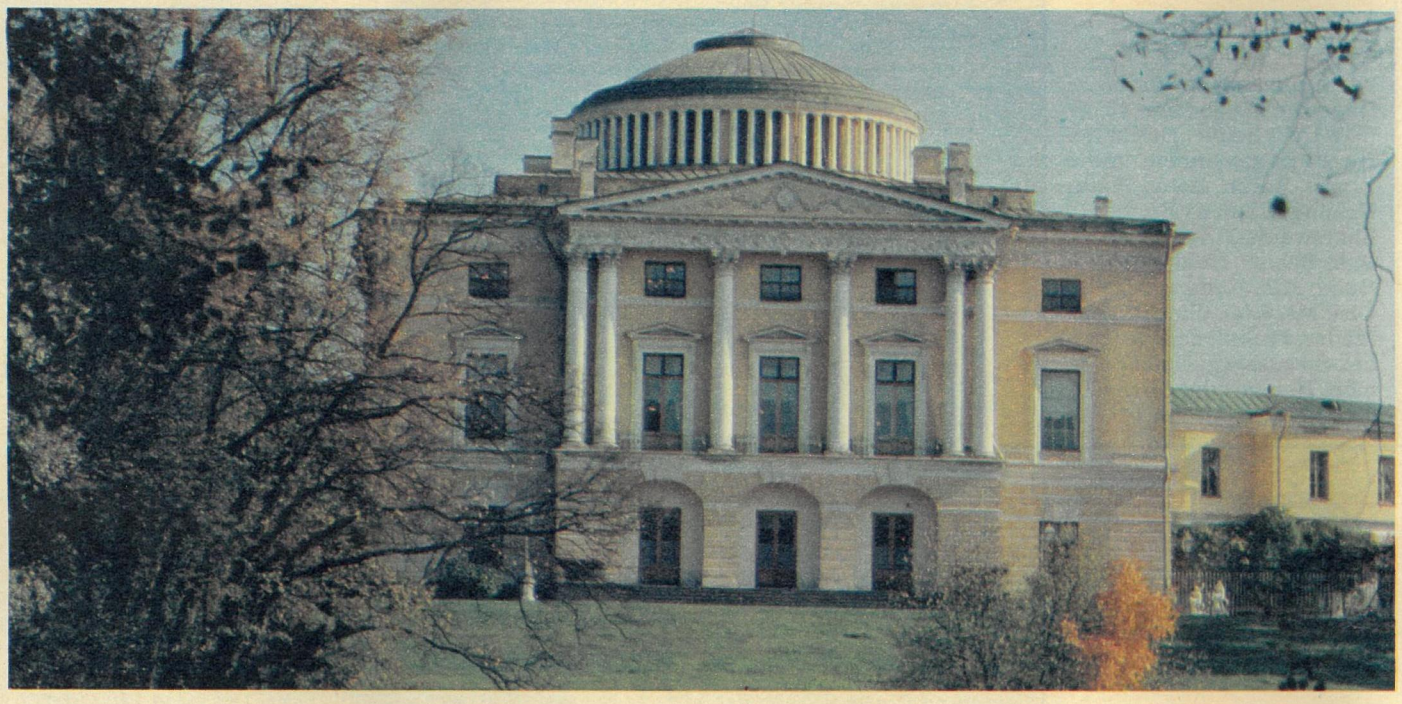
Zur Ergänzung: Nach zwei Jahren feiert man die papierne Hochzeit – bis jetzt wog die Treue so leicht wie ein Blatt Papier. Für die Leinwandhochzeit nach 35 Jahren und die Kartoffelhochzeit nach drei Jahren fand ich keine Deutung…

G. Panknin, Stendal

Von der Leinwandhochzeit ist uns bekannt: Manches Wäschestück ist aufgetragen, mancher Kissenbezug zerschlissen. Grund genug, sich gemeinsam neue Bettwäsche auszusuchen… Zur papiernen eine andere Fassung: Die Treue wiegt nicht so leicht wie ein Blatt Papier… Was aber könnte die Kartoffel für drei Jahre Eheglück bedeuten?



FREIE WELT



Das Geschenk der Kaiserin

Sie war die Tochter eines Fürsten Christian August von Anhalt-Zerbst. Der Fürst ohne Land war preußischer General und Gouverneur im heutigen Szczecin. Im zarten Alter von 15 Jahren als künftige Zarin nach Rußland umzuziehen schien ihr das große Glück. Sie ließ sich von Sophie Auguste – nach ihrem Übertritt in die Landeskirche – umbenennen in Katharina II. Alexejewna. Nein, es war kein großes Glück. Der Zar Peter III. war ein roher Mann. Seine Umgebung mißtraute der jungen Frau. Doch nun einmal die Chance in den Händen haltend, wollte sie die Zarenmacht auch unbedingt genießen. Als die Zarenmutter starb, versuchte der eigene Ehemann, sie in ein Kloster abzuschieben. Sie aber kam ihm zuvor, gewann die Garde für sich und jagte den Ehemann ins Exil. Dort wurde er umgebracht. Feine Familie.

Katharina war mit 33 Jahren eine schöne, eine männermordende, eine ebenso kluge wie intrigante Herrscherin. Aus der Ehe mit Peter III. war ein Sohn hervorgegangen, Paul. Die ersten Jahre der Herrschaft hindurch ließ Katharina Schulen gründen, das Justizwesen und die Verwaltung des ganzen Reiches erneuern, Binnen- und Außenhandel fördern. Die Pflege ihres Rufs als aufgeklärte Monarchin ließ wenig Zeit für den Sohn. Im zweiten Jahrzehnt erwählte sie den berüchtigten Spekulanten Gregor Potemkin zu ihrem Günstling. Sie paktierte mit den Österreichern gegen die Türken. Katharina gewann die Krim und andere von den Tataren besetzte Gebiete. Vereint mit Preußen tätigte sie große Landgewinne auf Kosten Polens… Sie korrespondierte mit den französischen Enzyklopädisten. Und sie nahm sich die Männer, wie männliche Monarchen sich die Frauen nach Belieben wählten. Als sie 1796 starb, hatte ihr Sohn das 42. Lebensjahr erreicht. Gegängelt von seiner energischen Mutter wie ein Unmündiger.

Ein Gelände von etwa 600 Hektar (mit Bauern!) hatte Katharina ihrem Sohn 1772 geschenkt, auf dem ein

Rund um Leningrad liegt, inmitten der an Wäldern und Seen reichen Landschaft am Finnischen Meerbusen, eine Reihe von Schlössern. Nur 29 Kilometer entfernt ist Petrodworez, zu Beginn des 18. Jahrhunderts als Peterhof gegründet.
Puschkin, das einstige Zarskoje Selo, ist 25 Kilometer südlich von Leningrad zu erreichen. Und südlich von Puschkin, 32 Kilometer von Leningrad, befindet sich die Stadt Pawlowsk.
Beide Städte sind mit dem Vorortzug vom Witebsker Bahnhof oder mit dem Auto zu erreichen.
Die Strecke vom früheren Petersburg nach Pawlowsk war die erste Eisenbahnroute in Rußland. Die Stadt erhielt im 19. Jahrhundert ein Kurhaus mit einem Konzertsaal. Schon damals galt Pawlowsk als eine Art von

„Catherine Alex. na II. Kaiserin und Selbstherrscherin aller Russen“

Naherholungszentrum: Mehrere Jahre hintereinander konzertierte dort Johann Strauß.
Der das Schloß Pawlowsk umgebende Park, wohl einer der größten der Welt, enthält neben dem Großen Palais solche Schätze wie die Apollo-Kolonnade, den Pavillon „Drei Grazien“, die gartenarchitektonischen Ensembles „Große Kreise“, „Dreireihige Lindenallee“, „Weiße Birken“, „Großer Stern“, sowie die Zentaurenbrücke, das Eisentor mit Vasen, den Tempel der Freundschaft und den Pavillon „Kaltes Bad“.

Redaktion: Dieter Heimlich

Der 400 Quadratmeter große Thronsaal (links oben) ist der Mittelpunkt des Schlosses von Pawlowsk (links Mitte), das in der Art eines Adelssitzes errichtet wurde. Die Kalksteinbrücke (oben Mitte), nach ihrem Schöpfer Visconti benannt, ist wie die vielen Skulpturen oder die „Mühle" an der Slawjanka lediglich zum Schmuck des Parks erbaut. Die einst mit Stroh gedeckte „Mühle" lockte früher die Parkspaziergänger mit wärmendem Feuer an – im Marmorkamin!

Sommerschloß an der Slawjanka entstehen sollte. Als Architekt wurde ein Schotte berufen, der als Kenner der Antike galt: Charles Cameron entwarf Schloß und Park und Pavillons. Wo Urwald wucherte, ließ er ein Idyll entstehen. Das war dem Zarewitsch nicht repräsentativ genug. Ein Italiener wurde berufen, dem folgte der russische Baumeister Andrej Woronichin.

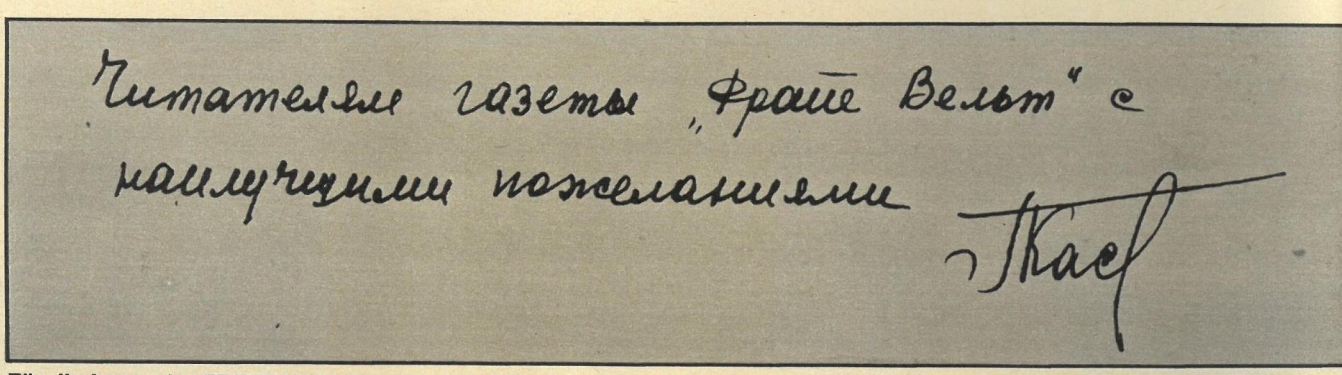
Zuerst entstand ein Landschaftspark in englischer Manier, der Nachfolger gab zierlich gestutzte französische Gartenarchitektur hinzu. Dessen Nachfolger ließ Gehölzgruppen niederlegen, um freie Durchblicke zu schaffen. Ein erstes Wunder, daß aus alledem ein Ganzes wurde.

Ein zweites Wunder geschah in unserem Jahrhundert: Von September 1941 bis Januar 1944 residierten Stabsoffiziere und Gefreite im Schloß Pawlowsk. Was vor ihrer Ankunft nicht in Sicherheit gebracht worden war, ließen sie mitgehen. Nach der Plünderung und vor dem endgültigen Rückzug steckten sie das Schloß in Brand. Überflüssig zu sagen, welcher Armee sie angehörten. Als die sowjetischen Fachleute wieder in Pawlowsk eintrafen, standen sie vor einem Trümmerhaufen. In fünfundzwanzigjähriger, mühseligster Kleinarbeit entstand Pawlowsk von neuem. Jedes nur halbwegs erkennbare Detail wurde aus dem Schutt geborgen, um es für die Rekonstruktion zu nutzen. Und endlich war es soweit, daß die kostbarsten der ausgelagerten Schätze von weither zurückgeführt und wieder aufgestellt werden konnten. Unter den Hunderten von Beteiligten ragte der Restaurator A. Iwanow hervor, der beinahe universelle Kenntnisse bewies, zum Beispiel beim Zusammensetzen der komplizierten Lüster aus Kristall, Bronze und Halbedelsteinen. Der Besucher kann sie heute wieder betrachten, auch die römischen Statuen, antike Basreliefs, Malerei des 17. und des 18. Jahrhunderts anschauen, darunter Werke von Adrian van Ostade oder Peter Paul Rubens. Zur Ausstattung gehören Teppiche aus französischen Manufakturen, Brüsseler Tapisserien und vergoldete Möbel aus Paris und Petersburg. Eine Toilette-Garnitur aus 64 Teilen gehörte einst der Königin Marie Antoinette. Im großen Saal, dem Thronsaal, ist eine Bankett-Tafel eingedeckt: Das Wappenservice – 606 Einzelteile! – wurde 1827 in der Petersburger Porzellanmanufaktur in Auftrag gegeben. Der Preis – 25 000 Goldrubel.

Zu jener Zeit lebte Paul I. schon nicht mehr. Er, für den das prächtige Gefängnis Pawlowsk einst erbaut wurde, haßte seine Mutter von ganzem Herzen. Ob aus Anhänglichkeit gegen den unbekannten, ermordeten Vater, ob aus Verachtung für die endlosen mütterlichen Amouren? Aus dem als gradlinig und offen geschilderten Knaben wurde ein herrischer Despot. Furcht vor der Französischen Revolution ließen ihn Zuflucht zu einer furchterregenden Geheimpolizei, zu scharfen Zensurbestimmungen, zur Abwehr fremder Reisender ergreifen. Doch als Napoleon Bonaparte ihm schmeichelte, warf er sogar den Emigranten Ludwig XVIII. von Frankreich wieder hinaus. Eine Palastrevolte suchte ihn 1801 zur Abdankung zu zwingen. Als er sich weigerte, wurde er mit der eigenen Seidenschärpe erdrosselt. Viel Glück hat ihm das Geschenk seiner kaiserlichen Mutter nicht gebracht. Eine Idylle ist Pawlowsk erst heute.

E. Sonin/APN (Text)
S. Wetrow/APN (Fotos)

FREIE WELT EXKLUSIV



Für die Leser der FREIEN WELT mit besten Wünschen Garri Kasparow

Frage: Von den Glückwünschen, die Sie zum Sieg über Karpow aus dem Ausland erhielten, kamen die meisten aus der DDR. Wie erklären Sie sich das?

G. Kasparow: Ich kann es mir eigentlich nicht recht erklären. War ich doch nie in Ihrer Republik. Ich bin jedoch entschlossen, mich zu „bessern" und bei der ersten Gelegenheit die DDR zu besuchen. Es gibt vieles, das ich sehen und kennenlernen möchte: die Museen Berlins, die Dresdner Gemäldegalerie und vieles mehr. Es wird mir auch eine Freude sein, meinen Anhängern für ihre Glückwünsche persönlich zu danken. Ich hoffe, daß es bald dazu kommt.

Frage: Sie haben 1982 unsere Frage verneint, ob Sie ein Mädchen haben und daran denken, eine Familie zu gründen. Sind Sie heute, da Sie Ihr Ziel erreicht haben und Weltmeister sind, dem Ja zu dieser Frage näher?

G. Kasparow: Ich bin 22 und normal veranlagt. Mit anderen Worten: Ich habe grundsätzlich nichts gegen Mädchen. Es war die angespannte Jagd über die Vertikalen des Schachbretts, die mir bisher keine Zeit ließ, an mein Privatleben zu denken. Eine Lebensgefährtin zu wählen ist wahrscheinlich ebenso schwierig wie Weltmeister zu werden. Die Ehe bedeutet, meine ich, eine einschneidende Änderung der Lebensweise. Darauf muß man sich vorbereiten. In der Schachpartie kann man einen Fehler begehen, sich dann zusammenreißen und noch gewinnen. Im Leben ist das anders.

Ich kann mir mein Leben ohne Schach nicht vorstellen. Und die Menschen, die mir nahestehen, müssen das wohl akzeptieren. Und mir helfen, so wie es gegenwärtig meine Mutter tut.

Frage: Also muß Ihre Zukünftige eine Schachspielerin sein?

G. Kasparow: Um Gottes willen, nein! Wenn ich sage, sie solle mir helfen, so denke ich nicht an die gemeinsame Analyse meiner Partien, sondern etwa an die Einteilung des Tages. Ein Mensch, der sich einer Sache hingibt, vertieft sich oft so darein, daß er die einfachsten Dinge vergißt. Ich denke, meine Auserwählte müßte über Eigenschaften verfügen, die mir abgehen. Da ich temperamentvoll bin, stürmisch vorwärtsdränge, wäre ein dämpfender, ausgleichender Einfluß vonnöten. Sprechen wir also über das Thema noch mal in drei, vier Jahren, wenn mein Lebensrhythmus ruhiger geworden ist.

Frage: Wie sieht der Schachspieler Garri Kasparow den Fußballspieler Garri Kasparow?

G. Kasparow: Sie wissen, daß ich viel Sport treibe. Ich fahre ein Rennrad; ich schwimme – wie ich es Mama versprochen habe, nie weiter als 500 Meter aufs Meer hinaus; ich laufe täglich sechs bis acht Kilometer. Neuerdings erwärme ich mich für Tennis und Federball. Aber am liebsten spiele ich Fußball. Leute, die etwas vom Fußball verstehen, sagen mir ein gutes Ballgefühl und sogar Spielmacherqualitäten nach: Ich schlüge kluge Pässe in den freien Raum, verstehe es, mich vom Gegenspieler zu lösen und auch Tore zu schießen.

Ich nehme das mit Skepsis und Humor. Ich spiele Fußball zum Spaß, das allerdings könnte ich von morgens bis abends tun.

Frage: Wann haben Sie Schach zu Ihrem Lebensinhalt gewählt?

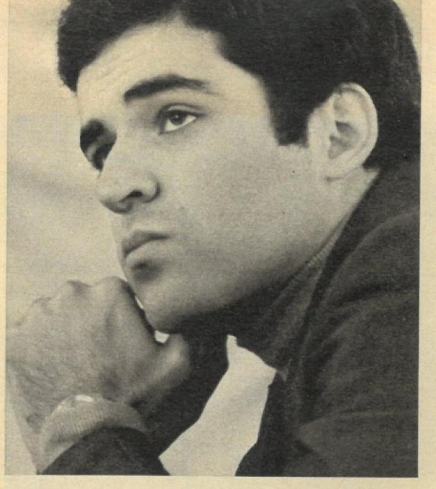
G. Kasparow: Nicht ich habe gewählt, sondern das Leben tat dies für mich. Ich begann früh zu spielen, etwa als ich in die Schule kam. Aber mit 14 wußte ich noch nicht, welchen Platz das Schachspiel in meinem Leben einnehmen würde. Ich fuhr damals, als Meisteranwärter, zum Sokolski-Memorial. Und ich sagte mir, wenn ich dort Meister des Sports werde, dann werde ich diesen Weg weitergehen. Schaffe ich das nicht, so werde ich ernsthaft nachdenken, womit ich mich beschäftigen will. Immerhin stand ich in der Schule auf „Sehr gut" und konnte zwischen vielen Möglichkeiten wählen.

Doch ich wurde in jenem Turnier Meister des Sports, und damit waren die Würfel gefallen.

Frage: Meinen Sie nicht, daß das Schach Sie um vieles andere im Leben bringt?

G. Kasparow: Im Gegenteil, dazu hat das Schach mir viel zuviel gegeben. Gerade der Rhythmus, den das Schachspiel in mein Leben brachte, gestattete es mir, mehr zu erreichen als auf anderem Wege möglich gewesen wäre. Der Kreis von Menschen, in den ich früh geriet, half mir, meinen Horizont zu

Zehn Wochen nach seinem Sieg äußert sich Weltmeister GARRI KASPAROW über Schach und das Leben, über die Ökonomie der Zeit und die Ehe, über Fußball und die Geschichtswissenschaft. Ein Interview für FREIE WELT, vermittelt von der Presseagentur NOWOSTI.



Liebe, Brot und Schach

erweitern, zu wachsen. Und die gewaltige Masse an Schwierigkeiten rein schöpferischer Art, die ich zu überwinden hatte, verhalf mir zu einer gewissen Elastizität des Denkens.

Wissen Sie, in der Kindheit rinnt die Zeit den meisten von uns durch die Finger. Sie ist unbegrenzt; man muß, scheint es, nicht sparsam mit ihr umgehen. Dadurch verlieren wir gerade in diesen Jahren viel. Bei mir dagegen war die Zeit ausgefüllt, optimal eingeteilt; ich brauchte immer immense Selbstdisziplin. Und ich meine, daß ich mein Leben dadurch bereichert habe, statt es zu verplempern.

Frage: Die Geschichtswissenschaftler behaupten, Sie seien ihnen ein ernsthafter Opponent in der Diskussion. In welchem Maße interessiert Sie Geschichte? Hindert das Schach Sie nicht, sich damit zu beschäftigen?

G. Kasparow: Das Schachspiel entwickelt in hohem Maße die Fähigkeit zu Analyse und Synthese. Diese Fähigkeit ist für das Geschichtsstudium von Nutzen.

Bisher habe ich mich mit wissenschaftlicher Arbeit eigentlich nicht befaßt. Aber ich sehe keine Gründe, warum ich nicht irgendwann damit beginnen sollte. Wahrscheinlich wird eine Zeit kommen, da mein schöpferisches Potential im Schach ausgeschöpft sein wird, daß meine Reserven auf diesem Gebiet nicht mehr den Effekt bringen, den ich erwarte. Das wird der Zeitpunkt sein, da ich versuchen könnte, meine Grundkenntnisse auf einem anderen Gebiet zu realisieren. Ich sehe einer solchen Möglichkeit optimistisch entgegen. Ich habe die Hauptrichtungen in Geschichte und Philosophie gewählt, mit denen ich mich befassen will. Dementsprechend richte ich meine Lektüre ein. Die Zeit des Lesens um des Lesens willen ist vorbei.

Es gab Perioden, da ich nur Gorki, nur Feuchtwanger oder nur Hemingway las – meine Lieblingsschriftsteller. Ich habe alles von ihnen gelesen, was in der UdSSR herausgegeben wurde.

Frage: Haben Sie auch während des Wettkampfs gelesen?

G. Kasparow: Ja, ein Buch.

Frage: Während der ganzen 70 Tage des Wettkampfes ein Buch?

G. Kasparow: Es hatte 700 Seiten. Es waren Johann Gottfried Herders „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit". Ich hatte mit der Lektüre schon vor dem Match begonnen, in Baku.

Frage: Wie beurteilt der Weltmeister Garri Kasparow seinen Vorgänger Anatoli Karpow und dessen Spiel?

G. Kasparow: Karpow – das ist eine ganze Schachepoche. Er stand zehn Jahre lang auf dem Gipfel. Er hob die sportliche Bedeutung des Schachs auf eine neue Stufe und tat viel für die Popularisierung des Schachs. Er war der erste spielende Weltmeister, der in der ganzen Welt das Interesse fürs Schachspiel geweckt hat. Karpows Verdienste zu überschätzen ist kaum möglich. Viele haben das Phänomen Karpow lange nicht begriffen. Auch ich vermochte ihn lange nicht zu enträtseln. Was sein Spiel im Wettkampf angeht, so meine ich, daß es ihm gelang, seine Stärke voll zu entfalten. Mir scheint freilich, er war lange nicht auf einen Gegner getroffen, der ihn gezwungen hätte, an der Leistungsgrenze zu spielen, seine Fähigkeiten voll auszuschöpfen. Auch glaube ich, daß er das Ergebnis unseres ersten Wettkampfs nicht ganz richtig eingeschätzt hat. Im zweiten Wettkampf kämpfte er dann mit vollem Einsatz. Sein Spiel selbst in Stellungen, die alle für hoffnungslos hielten, war bewunderungswürdig. Seine Bemühungen am Ende des Wettkampfs, mit Schwarz in der Verteidigung und mit Weiß im Angriff, sind hoher Anerkennung würdig.

Frage: Eine alte Frage an einen neuen Champion: Was ist Ihrer Meinung nach Schach?

G. Kasparow: Ehrlich gesagt, ich weiß auch heute, da ich den Gipfel erklommen habe, keine Antwort auf diese Frage. Und ich sage nicht leider, sondern glücklicherweise. Denn wüßte man die Antwort, so wäre Schach nicht so interessant und so anziehend.

Ich will die traditionelle Antwort, die aus einem Buch ins andere übernommen wird, nicht übergehen. Danach ist Schach eine harmonische Verbindung von Sport, Wissenschaft und Kunst. Aber da ist ein interessantes Phänomen: In Kunstfragen glaubt jeder mitsprechen zu können, selbst jene, die nur an Feiertagen mal ins Theater oder ins Kino gehen. Über Errungenschaften der Wissenschaft wird heute in jedem Auditorium ausgiebig diskutiert, und es scheint, als wäre alles allen klar. Was den Sport betrifft, so können 90 Prozent der männlichen Bevölkerung mit Bestimmtheit sagen, wer am linken Flügel unserer Fußball-Auswahl spielen sollte. Aber wie kommt es, daß jeder, den ich kennenlerne, als erstes erklärt: „Guten Tag. Ich heiße Soundso. Von Schach habe ich keine Ahnung". Und das sagen nicht nur Anfänger. Je näher ein Mensch dem Gipfel ist, desto selbstkritischer wird er in diesem Punkt. Jedem Weltmeister ist, ob er es will oder nicht, eine der Komponenten des Begriffs Schach näher als die anderen. Botwinnik z. B. hob den wissenschaftlichen Aspekt hervor. Karpow entwickelte die sportliche Seite, die bis dahin weitgehend im Schatten geblieben war, bis an die Grenze des Möglichen. Mein Herangehen ist universell. Für mich ist Schach vor allem Kampf und Sport. Aber ich empfinde auch die offensichtliche Verbindung von Wissenschaft und Kunst.

Frage: Sind für das schöpferische Potential des Schachspiels Grenzen in Sicht?

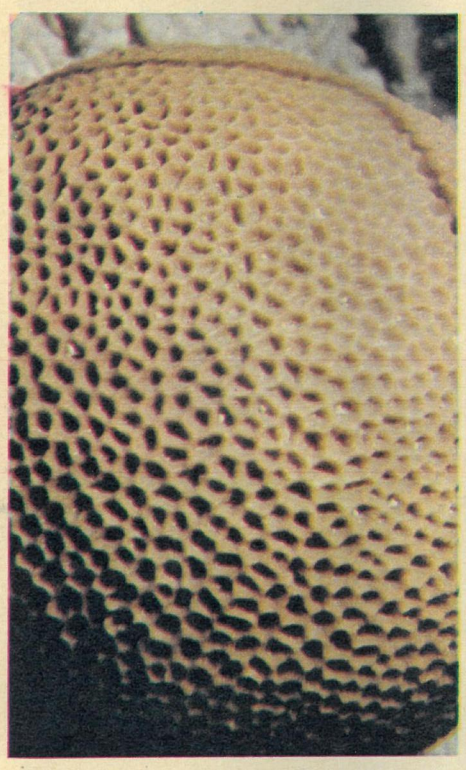
G. Kasparow: Nein. Das haben auch die Wettkämpfe zwischen Karpow und mir bestätigt: In durch und durch erforschten Stellungen wurden Züge entdeckt, von denen sich vorher niemand etwas träumen ließ. In jeder Schachpartie steckt eine unendliche Zahl von Geheimnissen. Glücklicherweise.

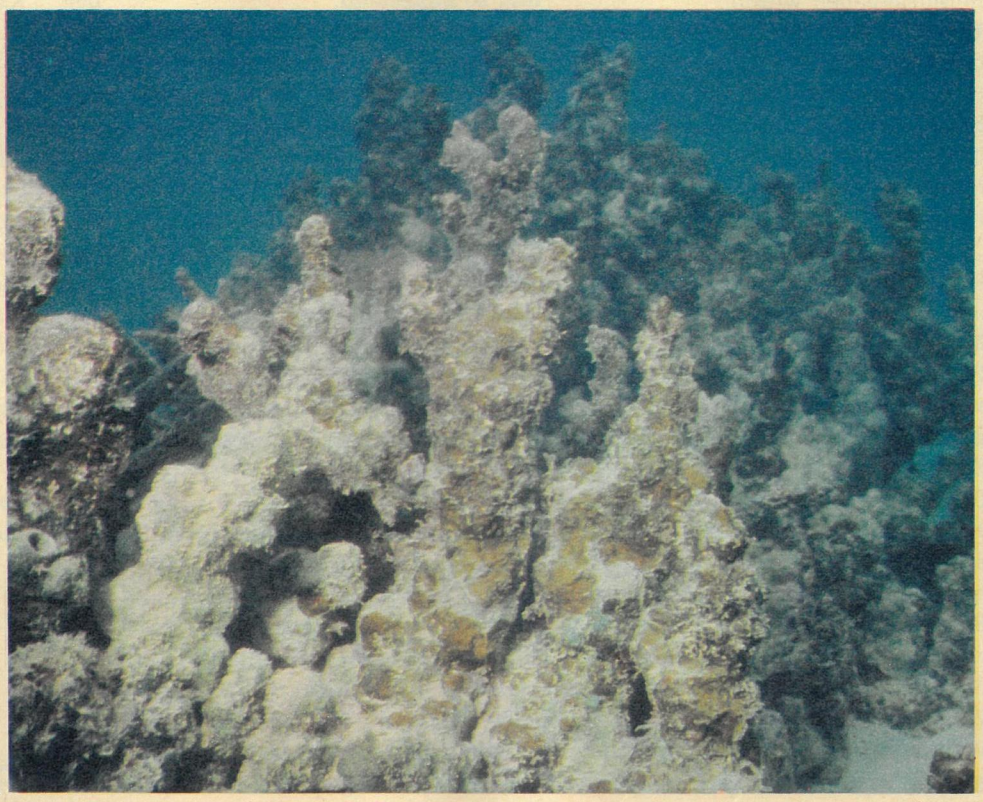
Frage: Was gibt Ihrer Meinung nach das Schach den Menschen?

G. Kasparow: Das ist eine Frage für eine Doktordissertation. Schach ist ein altes Spiel. Es hat den Weg von einem Unterhaltungs-, sozusagen „Kaffeehausspiel" zu einem Spiel, ja zu einer Kunst durchlaufen, die Millionen Menschen auf dem ganzen Erdball in ihren Bann zieht. Verhältnismäßig leichte Zugänglichkeit einerseits und eine Aureole des Geheimnisvollen andererseits gewinnen dem Schachspiel immer neue Enthusiasten. Beides zwingt sie, sich selbst und zugleich das Schach zu vervollkommnen. Mit einem Wort, ich zweifle nicht daran, daß das alte Spiel noch mehr Verbreitung finden wird. Die Zeit arbeitet für das Schach.

Das Interview führte Vitali Melik-Karamow, Redaktion: Heinz Stern

Fotos: APN, TASS



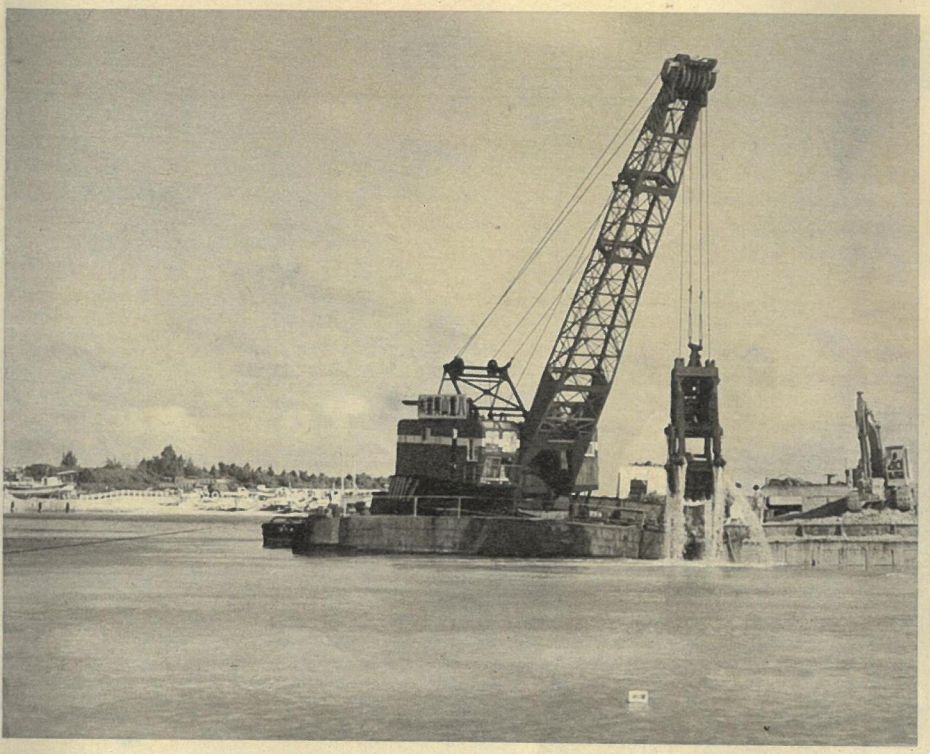


Oben: Malerische Bucht an der Westküste der Insel Ishigaki (eine gewisse Belastung für die Umwelt geht hier von einer Intensivzucht der Perlmuschel aus). Rechts oben: Gesunde Hornkorallen, auf dem roten Stock geöffnete weiße Polypen. Mitte rechts: Bei der anscheinend unversehrten Sternkoralle signalisiert das scharf begrenzte dunkle Band den Beginn der Blaubakterien-Krankheit. Rechts unten: Das Endstadium; nur ein Kalkgerüst, schon überkrustet mit Algen, blieb von der Kolonie. Rechts: Verödet auch der Stock der Porenkoralle. Selbst diese sehr widerstandsfähige Art erliegt der fortwährenden Schädigung des Milieus, dem Entzug ihrer Lebensbedingungen.

Diagnose im Riff

Dr. Dietrich Kühlmann – namhafter Meeresbiologe der DDR (Beitrag für FW: „Der Griff nach den Atollen", 25/84) – setzte in den vergangenen Monaten seine „Feldforschungen" im Pazifik fort. Anfrage der Redaktion: Worum ging es?

Über das Ministerium für Hoch- und Fachschulwesen wurde ich von japanischen Behörden gebeten, zusammen mit einem australischen Kollegen den Zustand der Ishigaki umgebenden Korallenriffe zu untersuchen. Ishigaki ist eine Insel der südlichen Riukius und etwa halb so groß wie Rügen. Dort, an der geographischen Nordgrenze der Tropen, ist das Klima zumindest unter Wasser noch durchaus tropisch. Auf den Feldern Reis und Zuckerrohr, Ananas und Bananen – eine reiche Insel mit vielen Buchten und einladenden Stränden.



So sehenswert die Insel selber ist, ihre Attraktion liegt, richtiger lag, unter Wasser: wunderschöne Korallenriffe mit dem außergewöhnlichen Reichtum von 213 verschiedenen Arten von Steinkorallen, mit leuchtend roten Seefächern, vielen Krebsen, Muscheln, Schnecken, bunten Fischen und hochgiftigen Seeschlangen. Zu finden ist nur noch ein Rest. Über die Ursache für das schnelle Absterben der Korallen, das die noch erhaltenen, schon mit Algen überkrusteten Skelette bezeugen, kann es keinen Zweifel geben. Der Fremdenverkehr soll noch mehr gefördert, die Insel wirtschaftlich weiter erschlossen werden. Dazu ist es notwendig, das Straßennetz auszubauen, den Hafen zu vergrößern, neue Gebäude zu errichten, Kabel und Leitungen über und unter Wasser zu verlegen und Schutzdämme gegen die Taifunbrandungen zu errichten.

Überall wird gebaggert und planiert, Millionen Tonnen Erdreich werden dabei bewegt, Regenfälle schwemmen die losen Massen ins Meer. Aufgestörter Silt und Sand driftet vor der Küste. Die Welt unter Wasser verdunkelt sich, den Symbiosealgen der Korallentiere wird das lebenswichtige Licht genommen, die Korallen schließlich ersticken unter Sedimenten (Bild unten: Bagger vor Ishigaki).

Eine steigende Zahl Menschen muß mit Nahrungsmitteln versorgt werden. Folglich wird die Landwirtschaft intensiviert, chemische Dünge- und Pflanzenschutzmittel werden den Kulturen verabfolgt. Das ergibt zwar üppige Ernten, aber der Regen schwemmt einen großen Teil der Fremdstoffe ins Meer. Doch chemische Veränderungen ihrer Wohngewässer oder gar Gifte vertragen Korallen schon gar nicht. – Die meisten Organismen sind tot, als wir die Riffe untersuchen. Die Küstenfischerei, noch vor kurzem ein wichtiger Erwerbszweig der Bevölkerung, hat einen schweren Rückgang erlitten. Abgesehen davon, daß es jetzt an Nahrungsmitteln aus dem Meere fehlt, ist auch die Touristenattraktion „Korallenriff" unterdessen so gut wie dahin…

Nun sind Sie alles andere als ein „ökologischer Pessimist". Erblicken Sie Ansatzpunkte für eine Besserung der Verhältnisse?

Tatsächlich, Hoffnung besteht, wenn man sich mit der Natur verbündet. Nach Abschluß der Arbeiten, beim Überschauen meiner Ergebnisse an den Untersuchungsstationen rund um die Insel zeigt sich ein Ansatz, der Mut schöpfen läßt: Die Korallenriffe sind dort am stärksten betroffen, wo sie vor offener Landschaft liegen; sie sind jedoch weniger geschädigt, wenn zwischen ihnen und dem Hinterland unmittelbar an der Küste dichter Wald wächst. Der Grund für diese Erscheinung, die inzwischen mathematisch abgesichert werden konnte, liegt in dem Absorptionsvermögen des Waldes, der die Schadstoffe – Erdreich wie Chemikalien – vom Wasser abhält. Hierfür bilden üppige Kraut-, Strauch- und Baumschichten mit genügend dichtem Wurzelwerk die wichtigste Voraussetzung… Ebensolche Waldstreifen könnten nicht nur Korallenriffe vor anthropogenen, vom Menschen eingebrachten Schadstoffen schützen, sondern alle Gesellschaften litoraler Organismen in jeglichen Gewässern, ob Meere oder Seen.

Ihre Tätigkeit führte Sie auch zur Südsee…

Es ging unter anderem um den Fünften Internationalen Korallenriff-Kongreß, der auf Tahiti tagte. Mein Bericht über die vorher genannten Untersuchungen fand aufmerksame Zuhörer, die viele Fragen stellten. Das Internationale Komitee für Korallenriff-Forschung, das gleichzeitig zusammentrat und dem ich seit vielen Jahren angehöre, war sich darin einig, daß sentimental naturschützlerische Vorstellungen keinerlei Chance haben. Vielmehr muß angesichts der fortschreitenden Ausbreitung von Landwirtschaft, Industrie und Transport nach Wegen gesucht werden, die Beeinträchtigung ganzer Lebensräume abzufangen.

Auf der ersten Tagung der Korallen-Spezialisten 1970 in Indien waren wir 72 Teilnehmer, 1973 in Australien bereits 266, im Jahre 1981 auf den Philippinen 349 und jetzt in Französisch Polynesien 563 – durchweg Wissenschaftler, die Forschungen in Korallenriffen betreiben. Erfreulicherweise befinden sich darunter nicht wenige Vertreter junger Nationalstaaten. Die Aktivität in diesem Rahmen verdeutlicht die wachsende Erkenntnis vom Wert der Korallenriffe als Erdöllagerstätten, Baustoff- und Nahrungsreservoire, Lieferanten pharmazeutischer Grundstoffe, Küstenschutz-Barrieren, Siedlungsgebiete und Urlaubsreviere. Ausdruck der zunehmenden Bedeutung einer Forschungsrichtung.

Und dann – Tauchgerät klar!?

Nach dem Kongreß arbeite ich wieder auf der Forschungsstation von Moorea, einer Nachbarinsel Tahitis. Das Eiland mit dem 1000 Meter hohen spitzzackigen Kraterrand, einem stellenweise noch immer dichten Bergwald, dem lieblichen Kranz von Kokospalmen am Fuß der Berge gilt als die schönste Insel der Region. Ich tauche in den gleichen Riffen, in denen ich schon 1978 gearbeitet und die ich als gesund und voller Leben in Erinnerung habe. – Doch wer beschreibt mein Entsetzen, als ich sie völlig verödet wiederfinde!

Die Gründe für das plötzliche Absterben der Korallen hier, bis in über 40 Meter Tiefe, mitten im Pazifik, sind nicht ersichtlich. Doch gleiche Erscheinungen werden auch aus anderen Gegenden der Weltmeere, Tausende Kilometer vom Festland, beobachtet. Natürliche Einflüsse kommen dafür kaum in Betracht. Mit hoher Wahrscheinlichkeit ist anzunehmen, daß vom Menschen induzierte Faktoren das ozeanische Wasser im weiten Umkreis verändert haben. Dadurch wurden die Korallen, diese höchst empfindlichen Meerestiere, anfällig gegenüber vorher unbekannten Seuchenerregern, Pilzen, Viren, Bakterien, die man inzwischen tatsächlich nachgewiesen hat.

Immerhin konnte ich vor Moorea zaghafte Wiederbesiedlungsversuche junger Korallenkolonien feststellen. In fünfzig Jahren günstigenfalls könnte es dort wieder ein intaktes Riff geben. Die Natur besitzt Reserven, doch der Zustand der Korallen ist eine Warnung, die auf dem ganzen Erdball verstanden werden sollte. Die Gesundheit der Ozeane, das ist nach den Worten des sowjetischen Ökologen Dr. Gustschin die Frage, ob die Menschheit in naher Zukunft noch genug atembare Luft, Trinkwasser und Nahrung haben wird.

Angesichts derart weitreichender Zusammenhänge ist das Bemühen vieler Anliegerstaaten um die Erhaltung ihrer natürlichen Ressourcen um so höher zu bewerten. Kuba, Indonesien, Papua-Neuguinea, die Philippinen, der Sudan, Kenia, Madagaskar, die Malediven und andere Länder schufen Schutzzonen vor ihren Küsten.

Der Forderung nach einem sauberen, gesunden Weltmeer dienen sowohl die Konvention über die Verhütung der Meeresverschmutzung von 1972 (der die DDR von Anfang an beigetreten ist) als auch der erst kürzlich ratifizierte Vertrag der dreizehn dem „Südpazifischen Forum" angehörenden Staaten (Australien, Cook-Inseln, Fidschi, Kiribati, Nauru, Neuseeland, Niue, Papua-Neuguinea, Salomonen, Tonga, Tuvalu, Vanuatu, Westsamoa) über die Bildung einer kernwaffenfreien Zone und das Verbot der Produktion, Erprobung oder Stationierung von Kernwaffen in fast allen Teilen dieser Region. Wiederum zeigt sich: Friedenskampf und Umweltschutz – zwei Seiten derselben Sache.

Gespräch Hans Frosch;
Fotos: Dr. D. Kühlmann

„Wir wollen, daß ihr

Rosa: Am schwersten wird es für Irmchen – sie hat dich schon jetzt nicht oft gehabt, aber nun…
Thälmann: Die illegale Arbeit verlangt das.
Rosa: Noch ist die Partei nicht verboten.
Thälmann: Sobald Hitler an der Macht ist, tut er's. Man muß mit dem Schlimmsten rechnen…
Rosa: Ich habe Angst… Wir werden uns also ganz lange nicht sehen…
Thälmann: Es geht nicht anders – und Irma ist kein Kind mehr. Sie weiß schon, daß ich nicht anders handeln kann…

Als Rosa und Ernst Thälmann
Christine Schorn und Helmut Schellhardt

lebt, Genossen!"

„Wer Hitler wählt, wählt den Krieg!" Unter dieser von Ernst Thälmann geprägten, durch die spätere geschichtliche Entwicklung bestätigten Losung gingen die Kommunisten im Frühjahr 1932 in den Kampf gegen die drohende faschistische Diktatur. In der Einheitsfront der Arbeiterklasse und dem Bündnis aller Werktätigen, gleich welcher Herkunft und Weltanschauung, sah Thälmann die einzige Möglichkeit, dieser Gefahr siegreich zu begegnen. Der aus Anlaß des 100. Geburtstages von Ernst Thälmann am 16. April 1986 demnächst zur Aufführung gelangende neue zweiteilige Film des Fernsehens der DDR **„Ernst Thälmann"** erzählt in bewegten und bewegenden Bildern vom Kampf jener entscheidenden Jahre, vom Ringen einer großen Persönlichkeit, deren Wirken bis in unsere Zeit reicht. Otto Bonhoff, neben Georg Schiemann und Erich Selbmann Mitautor des Drehbuchs, schildert anschaulich die Arbeit an zwei historisch bedeutsamen Szenen dieses Films.

Peter Meißner fotografierte bei Dreharbeiten die Kundgebung mit Ernst Thälmann auf dem Berliner Opernplatz und die Straße Unter den Linden vom Jahre 1930.

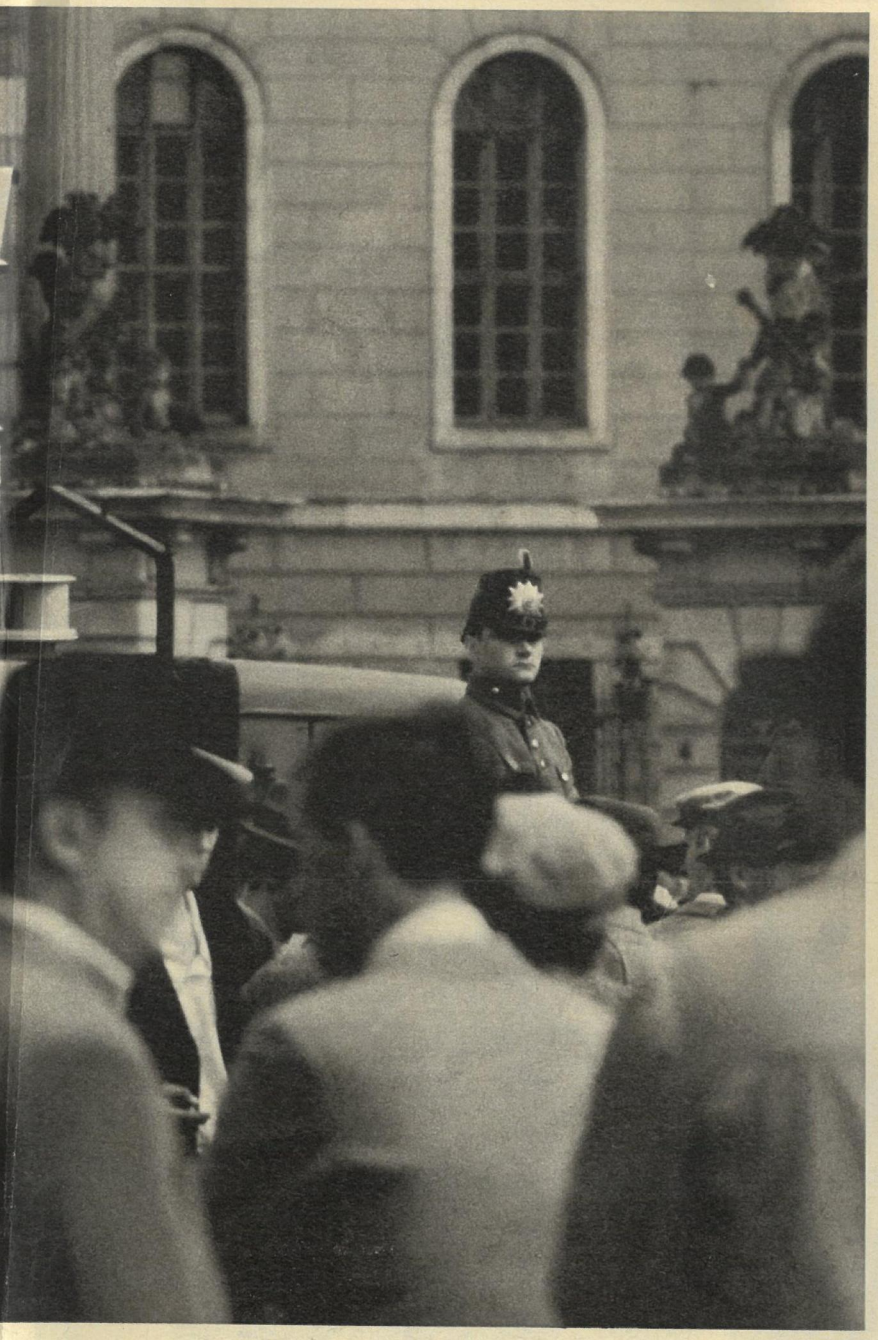
„Wir wollen, daß ihr lebt, Genossen!“

Berlin, Ecke Kösliner

Ein brauner Opel fährt in der Nacht des 1. Mai 1929 auf die Kösliner Straße am Wedding zu. Erreichen kann er sie nicht. Hastig errichtete Barrikaden machen sie zu einer Festung, die von schlechtbewaffneten Arbeitern erbittert verteidigt wird. Mit Panzerwagen und Infanteriewaffen bereiten sich Schupo-Einheiten zum Angriff vor. Dreißig Tote und Hunderte zum Teil schwer Verletzte hat das Wüten der Truppen des Polizeipräsidenten Zörgiebel bereits gekostet. Die Zahl der Opfer wird noch steigen, wenn der Sturmangriff auf die Barrikaden beginnt. Dann wird der beste, der revolutionäre Kern der Berliner Arbeiterklasse auf verlorenem Posten sterben in einer Zeit, die für eine revolutionäre Erhebung mit sieghaftem Ausgang noch nicht reif ist. Die vier Barrikaden, die als Antwort auf das Massaker an diesem Maitag errichtet wurden, können sich nicht behaupten.
Das Zentralkomitee der Kommunistischen Partei Deutschlands hat deshalb beschlossen, die Kämpfer zum Rückzug zu bewegen. Der Vorsitzende selbst, Ernst Thälmann, ist zur Kösliner Straße unterwegs.
Dies sind die Anfangsbilder des ersten, von Ursula Bonhoff inszenierten Teils des Thälmann-Films, der in zwei Teilen die kampferfüllten Jahre 1929 bis 1933 dramatisch gestaltet… Schon ist vor unseren Augen die Maidemonstration auseinandergeschossen und eine Barrikade errichtet, ist Schupo herangeführt und sind ihre Panzerwagen in Stellung gebracht worden, als Thälmann die hermetisch abgeriegelte Kösliner Straße erreicht. Auf Umwegen nur, über verschachtelte Hinterhöfe, durch Keller und durch Feuertüren gelangt er zum Gefechtsstand der Kämpfer im Lagerkeller einer Eckkneipe. Drangvolle Enge herrscht vor der Kamera von Peter Krause. Verwundete müssen versorgt, die wenigen Waffen geladen, gemeldete Beobachtungen ausgewertet werden. Ständiges Kommen und Gehen, hastige Worte, Unruhe, während draußen Schüsse fallen und die Motoren der Panzerfahrzeuge bedrohlich grollen.
Ich, Mitautor des Szenariums, finde hier in beklemmender Dichte und Stimmigkeit wieder, was Augenzeugen und Erlebnisberichte uns geschildert hatten.
Mitreißend, wie Stefan Lisewski die historische Gestalt des Genossen Lemke verkörpert, der den Kampf in der Kösliner leitete… Anrührend die Einsatzbereitschaft und Unbeugsamkeit der Männer um ihn… Und in ihre Begeisterung hinein kommt Ernst Thälmann mit der Aufforderung, den heute und hier aussichtslosen bewaffneten Kampf einzustellen…
„Wir wollen, daß ihr lebt, Genossen!“ sagt der Mann, der 1923 den Hamburger Aufstand führte und seine Lehren zog, der Mann, der in jedem Augenblick wieder bereit wäre, mit der Waffe in der Hand für seine Klasse zu kämpfen. Aber hier sieht er vor allem, daß die Kämpfe an den vier vereinzelten Berliner Barrikaden ebensowenig auf das ganze Land übergreifen können wie sechs Jahre zuvor der Hamburger Aufstand. Daher muß Helmut Schellhardt, der Ernst Thälmann verkörpert, den Männern um Lemke klar machen, daß die Stunde der Revolution noch nicht gekommen ist und welche Voraussetzungen für sie erst heranreifen müssen…

Geheimer Besuch

Die an den Ufern der Seine vertäuten Schiffe schlafen noch. Morgenlicht läßt hinter dem Eiffelturm ein phantastisches spiraliges Wolkengebilde leuchten, als Pariser Polizisten schnell und routiniert die Alexanderbrücke für den Durchgangsverkehr sperren. Für eine Weile gehört „Pont Alexandre III.“ uns – 107 Meter lang und 40 Meter breit, trägt sie ein einziger breiter Metallbogen vom Boulevard Lannes zum Quai d'Orsay hinüber, in gerader Linie auf den Dôme des Invalides zu. Für den zweiten Teil des Thälmannfilms soll hier aufgenommen werden, wie der Führer der Kommunistischen Partei Deutschlands am 31. Oktober 1932 Paris besuchte.
So früh ist die Brücke still, die nun vor Jürgen Lenz' Kamera ein alter, aber exzellent gepflegter Renault aus jenen Jahren überquert – anzuschauen, als sei er direkt aus dem Werkmuseum Renaults in der Avenue des Champs Élysées hierher gerollt. Für Augenblicke sehen wir Thälmanns Gesicht am Fondfenster, hellwach und aufmerksam. Die Stadt, die er durchquert, ist ja die der Pariser Commune. Hier hat sich nach der proletarischen Revolution vom 18. März 1871 die Herrschaft des Proletariats zweiundsiebzig Tage lang gegen die Konterrevolution im eigenen Lande und deren preußisch-deutsche Gesinnungskumpane behauptet. Ein politischer Mensch wie er kann nicht in Paris sein, ohne des ersten Versuchs zur Errichtung der Diktatur des Proletariats ehrend zu gedenken.
Und der Opfer des Rachefeldzuges der Reaktion… Zehntausende Kommunarden wurden eingekerkert oder deportiert, mehr als dreißigtausend ermordet. Die Mauer, an der am 28. Mai 1871 die letzten 147 Verteidiger der Commune vor dem Friedhof Père-Lachaise erschossen worden sind, steht noch als Denkmal. Da treten aus einem in den weißen Sandstein gehauenen Relief hinter der Symbolgestalt der Freiheit noch einmal – mehr schemenhaft zu ahnen, als zu erkennen – Kämpfer von 1871 hervor. Umgeben von Kugelspuren in dieser Mur des Fédérés, sehen ihre ernsten Gesichter den Betrachter mahnend an.
Im Inneren des riesigen Friedhofs mit den Inschriften berühmter Namen aus Literatur und Kunst, Wissenschaft und Politik gedenkt eine Tafel der Toten der großen 72 Tage – „Aux Morts de la Commune“. Ich sah sie mit frischen Blumen besteckt wie ihr Gegenüber,



die Gräber der Gründer und langjährigen Führer der KPF, wie die Gedenkstätten für die Helden der Résistance, des spanischen Bürgerkrieges oder für die Opfer der faschistischen Konzentrationslager. Ein Mann, der dort ein Gebinde niederlegte, spricht uns an und fragt nach dem Woher und Wohin. Als uns sein fließendes Deutsch verblüfft, deutet er auf den Namen eines KZs und sagt, da habe er's lernen müssen. Das wirft er wie beiläufig hin und wünscht uns Erfolg für unsere Arbeit. Er kann Deutsche und Deutsche unterscheiden; was wir vorhaben, hat seine Zustimmung. Ohne weiteres begreife ich in diesem Moment das Gewicht des Kampfbündnisses deutscher und französischer Kommunisten gegen den drohenden Faschismus, das in ernster Stunde zu vertiefen Thälmann 1932 an die Seine kam. –

Der alte Renault überquert zum wiederholten Male die große Brücke. Mit Fahrtempo, Spur und Motorengeräusch ist Regisseur Georg Schiemann jetzt ebenso zufrieden wie mit Handlungen im Wageninneren und dem Bild, das ihm der Blick durch den Kamerasucher zeigt. Wir drehen. Die Polizisten mit den hohen Käppis – es sind auch Damen dabei, die Hüte tragen – halten Störungen zuverlässig fern. Wir besitzen ja eine Drehgenehmigung. Das sichert uns Unterstützung durch Monsieur le Préfet, den Chef der Polizei.

Damals... Nein! Die Regierung Frankreichs in jenem Jahr hatte es abgelehnt, Thälmann einreisen zu lassen. Das Visum wurde ihm verweigert. Da kam der deutsche Arbeiterführer illegal auf geheimen Wegen nach Paris, während die Behörden der Weimarer Republik ihn nach Reden in Düsseldorf (27. Oktober) und München (30. Oktober) wieder im Karl-Liebknecht-Haus in Berlin vermuteten – beschäftigt mit der Vorbereitung einer für den 1. November angekündigten Kundgebung im Sportpalast. Wieder einmal standen Wahlen bevor, was konnte daneben noch wichtig sein? Unentdeckt erreichte Thälmann von München aus Paris. Dank der Fürsorge und der Sicherungsmaßnahmen der Bruderpartei gelangt er, ohne von den damaligen „Flics" gesehen zu werden, ins Hôtel de l'Avenir in der Rue de Verdun. Dessen Besitzer war der mit Maurice Thorez befreundete Genosse Marquès. Hier führten Thorez und Thälmann ein langes Gespräch über Notwendigkeiten und Möglichkeiten des gemeinsamen politischen Kampfes, zwei Internationalisten, die dasselbe Ziel verband. Schließlich erschien mit einem ebensolchen Wagen, wie er jetzt abermals an der Kamera vorüberrollt, ein Fahrer des ZK der KPF, Henri Fontaine, um die Parteiführer zum Kundgebungsort zu bringen. Genosse Marquès überzeugte sich, daß in der Avenue de Verdun keine Gefahr drohte. Dann fuhren sie. Maurice Thorez wies Fontaine an, erst unmittelbar zu Beginn der Kundgebung am Ballhaus Salle Bullier – nahe dem Place de la République – anzukommen.

Der Renault hielt auf die Minute. Gleichzeitig eröffnete im Saal der Mitbegründer der KPF, Marcel Cachin, die Veranstaltung. Er ließ die Türen schließen. Plötzlich ging das Licht aus. Als es wieder anging, stand Ernst Thälmann auf der Bühne. Lang anhaltender, begeisterter Beifall und „Front Rouge!"-Rufe begrüßten den Führer der kommunistischen Vorhut der deutschen Arbeiterklasse. Dann knallten die Magnesiumblitze der Fotografen, während der Jubel der Versammlung eher noch anschwoll als nachließ.

In seiner Rede, die Maurice Thorez übersetzte, sagte Thälmann, daß er hier sei, um „Zeugnis abzulegen für den proletarischen Internationalismus, für die unverbrüchliche Solidarität und die enge, brüderliche, kameradschaftliche Verbundenheit der deutschen und französischen Arbeiter in ihrem gemeinsamen Kampf". Thorez antwortete. Er brandmarkte die Versuche der Imperialisten beider Länder, die Völker aufeinander zu hetzen, und er unterstrich das Zusammenstehen der französischen und deutschen Kommunisten im Ringen für Frieden und Sozialismus. Immer wieder unterbrachen ihn Beifall und das vielstimmige neuerliche „Front Rouge – Rot Front!"

Als die Behörden, die dieses Meeting unterbinden wollten, aus der Arbeiterpresse in Wort und Bild von seinem Zustandekommen und seinem begeisterten Widerhall erfuhren, war Thälmann tatsächlich wieder im Karl-Liebknecht-Haus. Französische Genossen hatten ihn bis Saarbrücken, deutsche über die Grenzen des Saargebietes geleitet – und am 1. November übermittelte er im Sportpalast unter stürmischer Zustimmung den Berliner Genossen „die besten revolutionären Kampfesgrüße" der französischen Klassenbrüder.

Auf der Brücke wird die Kamera eingepackt. Die Polizisten fahren ab. Für die Absperrung des nächsten Drehortes ist ein anderes Commissariat de Police zuständig. Wir brechen auf, Thälmanns geheimen Aufenthalt in Paris an anderer Stelle weiter zu rekonstruieren.

Szenenfoto Seite 52: DEFA/Fernsehen der DDR

Im nächsten Heft:

Diesseits und jenseits der Schallmauer

Ein halbes Jahrhundert im Cockpit: Luftmarschall Jewgeni Sawizki. Aus dem Leben eines berühmten Jagdfliegers und Militär-Testpiloten, Vater der Weltrekord-Fliegerin und Raumfahrerin Swetlana Sawizkaja.

Foto: V. Billeb

Eine Generation neuer Kunststoffe?

In unserem Alltag benutzen wir täglich Gegenstände aus Plaste und Elaste. Doch verblüffen uns immer wieder neue Meldungen über bisher nicht für möglich gehaltene Anwendungen. Welcher Trend zeichnet sich hier ab?

Bilder und Lieder

... zum 16. Festival des politischen Liedes: ein neues Friedenslied des Oktoberklubs im Saal der Berliner Volksbühne, Bilder junger Fotografen über den „Einfachen Frieden" im Foyer.

Straße Nr. 9

Die Volksdemokratische Republik Laos ist das einzige Land Südostasiens ohne direkte Verbindung zum Meer. Die Straße Nr. 9, die mit Hilfe der UdSSR und anderer sozialistischer Bruderländer zur Allwetterstraße ausgebaut wird, ist eine entscheidende Verkehrsader und führt zum vietnamesischen Hafen Da Nang.

Foto: A. Paszkowiak

Immer an der Wand lang

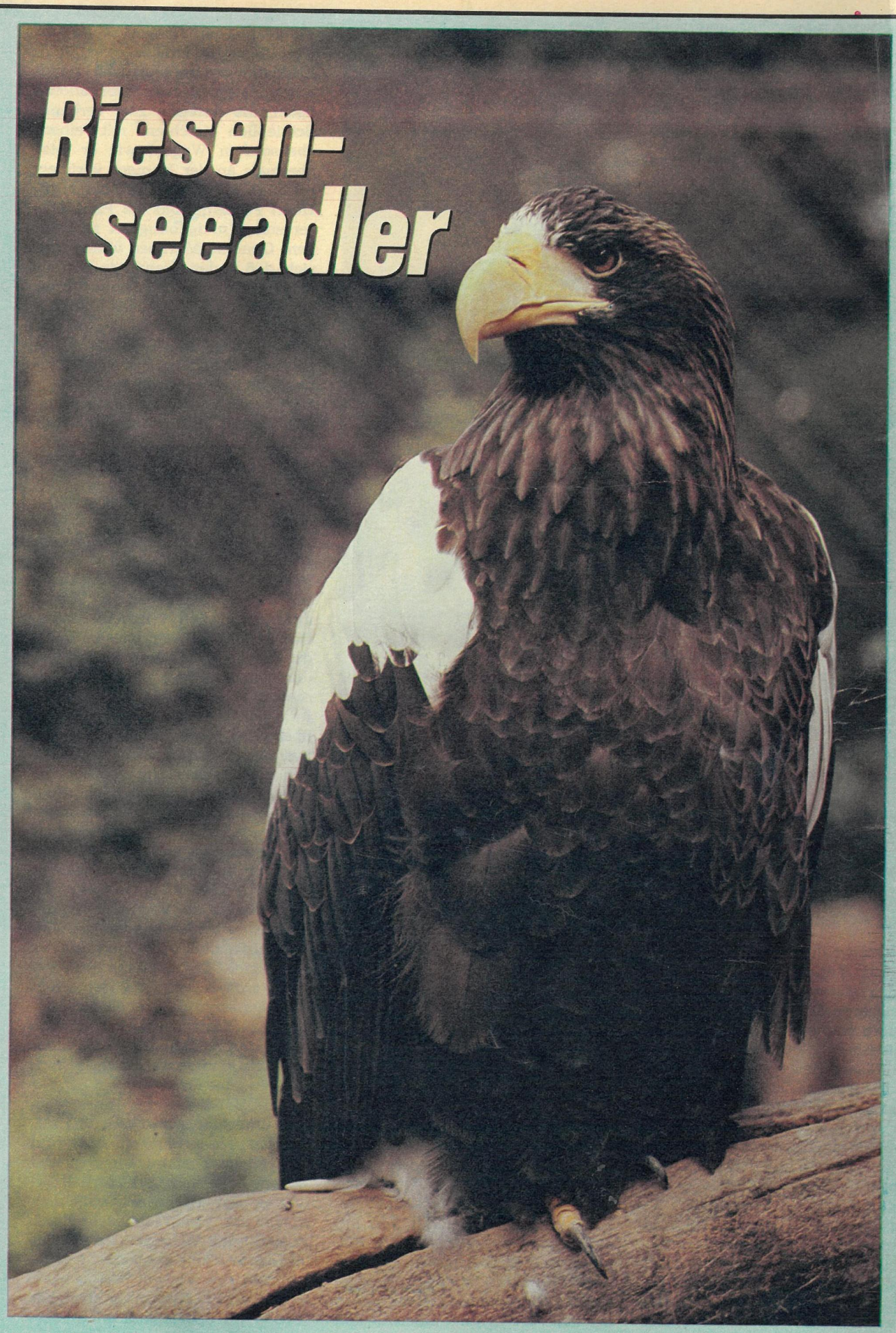
Ganz unromantisch arbeiten sie in luftiger und gefährlicher Höhe: Alpinisten im Einsatz in der Volkswirtschaft.

Für aktuell notwendige Änderungen in ihren Ausgaben bittet die Redaktion um Verständnis.

FREIE WELT

GREIFVÖGEL der Sowjetunion — 2

Riesen-seeadler

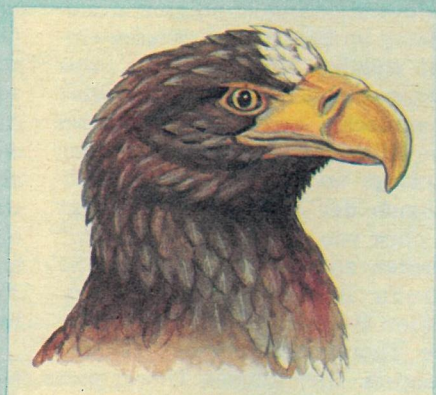


Die Natur des Fernen Ostens ist von faszinierender Schönheit – Lebensraum eigener Prägung. Fauna und Flora enthalten eine Vielzahl von Arten, die nur hier zu finden sind. Sie sind – wie der Biologe sagt – endemisch. Der Riesenseeadler, einer der eindrucksvollsten Großgreifer, bewohnt Küsten und Flußläufe in unberührten, schwer zugänglichen Gebieten. Sein wuchtiger, fast klobig wirkender gelber Schnabel sowie die leuchtend weißen Marken der Stirn-, Flügelbug- und Hosenbefiederung machen ihn zu einer höchst bemerkenswerten Erscheinung unter den Seeadlern. Er ernährt sich hauptsächlich von Fischen, die in den für ihren Fischreichtum bekannten Gewässern dieser Region ausreichend zur Verfügung stehen; außerdem geraten große Wasservögel und selbst Aas auf den Speiseplan. Es gibt ernstzunehmende Berichte, nach denen Riesenseeadler vor allem während der Wintermonate junge Robben schlagen. Zu ihrer Brutbiologie und den sonstigen Besonderheiten der Lebensweise existieren nur sehr lückenhafte Belege. Seit Jahren bemühen sich sowjetische Ornithologen, detaillierte Informationen über den Bestand zu gewinnen. Wegen seiner Seltenheit wurde der Riesenseeadler in das Rotbuch der Sowjetunion für bedrohte Tierformen aufgenommen. Unlängst konnte eine Gruppe Biologen ein bisher unbekanntes vom Riesenseeadler besiedeltes Areal entdecken und eine Reihe neuer Beobachtungen machen. Der Zoologische Garten Moskau und der Tierpark Berlin halten Riesenseeadler und beteiligen sich gemeinsam an der Erforschung dieses seltenen Vogels. Dabei hilft jede Erkenntnis dem Naturschutz.

Text: Dr. D. Minnemann, Fotos im Berliner Tierpark: M. Barz, Vignetten: Regine Kempf

IN STICHWORTEN:

Vogeltyp:	**Greifvogel, Seeadler**
Verbreitung:	**Küstenregionen von Kamtschatka bis Sachalin, Amurgebiet**
Merkmale:	**Wuchtiger Hakenschnabel, kräftige, ungefiederte Fänge, Gefieder braun mit weißen Marken**
Nahrung:	**Fische, Wasservögel, zuweilen auch Aas**
Brutbiologie:	**Baumbrüter, 1–3 Eier**



UNSERE FRAGE:
Wie nennt man die in früheren Jahrhunderten verbreitete Jagd mit Greifvögeln auf Haar- oder Federwild?
Lösungsvorschlag auf Postkarte mit der Marke „GREIFVÖGEL – 2" an FREIE WELT, 1056 Berlin, Postfach 10. Einsendeschluß: 18. Februar. Auflösung in Heft 5.
Als Gewinne winken:
1. Preis 100,– M, 2. Preis 75,– M, 3.–5. Preis je 50,– M.
Wir wünschen guten Erfolg!